



8. Heft | 27. April 1916

MAX SCHIPPEL · HANDELSPOLITISCHE KRIEGS- PLÄNE IN ENGLAND

INSERE Parteidoktrinäre, deren ganze geistige Rüstkammer und politische Betätigung gewöhnlich in ein paar zweifelhaften *prinzipiellen* Anschauungen und den darauf aufgebauten *logischen* Schlußfolgerungen besteht, sind natürlich auch mit den heute von neuem erörterten handelspolitischen Aufgaben jederzeit im Handumdrehen fertig. Beispielsweise: Weil aus einer engeren handelspolitischen Verbindung zwischen Deutschland, der Donaumonarchie und den Balkanländern noch lange kein universaler Freihandel und keine agrarisch, oder wohl gar kolonialwirtschaftlich selbstgenügende Produktionseinheit sich ergibt, so ist für den unermüdlichsten Einsender der unverbesserlichsten Berliner Vorwärtsleitartikel (»Man schreibt uns . . .«) das ganze verwickelte Problem, das sich der Einfachheit halber hinter dem Schlagwort Mitteleuropa birgt, ein für allemal zu den Toten gelegt. Aber seit wann hat sich jemals die widerspruchsvolle und vielgliedrige handelspolitische Fortentwicklung und selbst der anerkannt größte handelspolitische Fortschritt einfach und glatt in eine allseitige dauernde Annäherung an den internationalen Freihandel auflösen lassen?¹⁾ Und wenn eine handelspolitische Neuschöpfung noch lange keinen selbstgenügenden internationalen Wirtschaftsorganismus darstellt, was ändert das an dem einzig entscheidenden Fragekern: ob sie nicht doch für die Gegenwart eine wertvolle Errungenschaft und für die Zukunft eine fruchtbare Grundlage zu weiterer Höherentfaltung darstellen könne?

Ähnlich war jüngst für die Leipziger Volkszeitung die Gefahr aller spätern handelspolitischen Kriegführung seitens Englands kurzweg als »Ungereimtheit« abgetan; »dieser Trumpf« sei offenbar kein Trumpf.²⁾ Warum? Weil sich unverkennbare Gegenströmungen bemerkbar machten, und weil die Londoner Regierung vorläufig wesentlich anders sprach als die »Heißsporne« im Mutterland und in den Kolonien. Das ist, wenn ich nicht irre, in der verwickelten Wirklichkeit nahezu immer so; nur schafft das fast niemals eine tiefere Strömung damit gleich aus der Welt, es schwächt sie höchstens

¹⁾ Über den zwieschlächtigen Charakter aller zollpolitischen Gruppenbildung, die über die heutige Staatenisolation hinausführt, siehe meine Artikel Zollvereinspläne und Friedensziele sowie Übertriebene Meistbegünstigungsorgen, in den Sozialistischen Monatsheften, 1915, 1. Band, pag. 269 ff., und in diesem Band, pag. 8 ff.

²⁾ Siehe Die Ungereimtheit eines künftigen Handelskrieges, in der Leipziger Volkszeitung vom 15. März 1916.

ab. Nicht sofort in beliebige Übertreibungen und auf maßlose Konfliktdenken zu verfallen ist sicherlich für Leipzig ganz ratsam. Doch bis zum himmelblauen handelspolitischen Pazifismus (weiter ist alle prinzipiell-freihändlerische und auch die Leipziger Grundanschauung auf diesem Gebiet nichts) bleibt immer noch ein weiter Abstand, innerhalb dessen schwere, erbitterte Kämpfe recht wohl Raum finden können.

Es ist hier, bei der regelmäßigen Verfolgung der englischen Vorgänge, stets darauf hingewiesen worden: der englische Freihandel sei mit großen, im Lauf der Jahrzehnte und Menschenalter seinem Boden naturwüchsig entsprossenen Interessen sowohl der kapitalistischen Produktion wie des allgemeinen persönlichen Volkskonsums so tief und eng verwachsen, daß unter normalen Voraussetzungen nur an eine langsame Umbildung und Aushöhlung zu denken ist (was umgekehrt genau so von der kontinental-europäischen und amerikanischen Schutzpolitik gilt). Trotzdem oder gerade deshalb ist es unleugbar, daß der Krieg durch seine außerordentlichen Umwälzungen nicht nur manchen alten Widerstand zum Schweigen gebracht sondern auch zahlreiche neue Kräfte geweckt hat, die überaus lebendig und stark in der Richtung einer schutz- und kampfzöllnerischen Handelspolitik wirken. Damit ist über ihren endgültigen Erfolg allerdings noch nicht das Geringste gesagt. Ein siegreicher ausländischer Gegner mag sie durch den Zwang eines auferlegten Friedens wieder zurückdämmen und unterdrücken. (Die Annexionsfragen, gegen die unser sozialdemokratischer Parteiradikalismus seine zerbrechlichsten Donquixotelenzen einlegt und seine ältesten Gäule antreibt, werden kaum das A und Z des Kriegsabschlusses bilden.) Die Rückkehr normaler Zeiten mag in England abermals andersartige, heute gar nicht zu überblickende handelspolitische Bedürfnisse und Forderungen erzeugen. Vorläufig legt sich Gewicht neben Gewicht auf die Wagschale der Tarifreform und gegen die Erhaltung des alten manchesterlichen *laissez aller* im Außenhandel und in den Weltmarksbeziehungen. Solange hier noch alles so sehr wie heute im Fluß ist, scheint es weniger auf das Urteilen und Voraussagen anzukommen, um so mehr dagegen auf das ruhige Beobachten und Feststellen der Tatsachen selber. Deshalb seien einige der bezeichnendsten Vorgänge kurz geschildert.



IE sinnfälligste Betätigung des großen unaufhaltsamen Meinungs- umschwungs bot vielleicht die Handelskammer von Manchester. Sie war seinerzeit die erste öffentliche Körperschaft gewesen, die sich den Grundforderungen Cobdens unumwunden anschloß. Seitdem blieb es ihr Stolz als das Mundstück der politisch-wirtschaftlichen Schule zu gelten, die ihren Ursprung und Mittelpunkt der- einst in einem unscheinbaren, höhergelegenen Raum in der Hauptstraße der Stadt gefunden hatte, und »überall hatte man die Freihändler gelehrt auf die Handelskammer als Hüterin der wahren und friedentiftenden Prinzipien ihres Programms zu blicken«³⁾.

Das Direktorium hatte sich in dem zuletzt strittigen handelspolitischen Gutachten eigentlich sehr vorsichtig ausgedrückt. Es betonte in der zusammenfassenden Schlußerklärung nur, daß erst die »Notwendigkeit unverkennbar dargelegt« werden müsse, ehe man sich zugunsten einer protektionistischen

³⁾ Siehe Trade Policy, Manchester and Tariffs, in den Times vom 14. Februar 1916.

Politik entschließen könne »die Vorteile einer Handelspolitik zu opfern, die so wohltätige Ergebnisse erzielte.«⁴⁾ Selbst darin erblickten jedoch die Tarifreformer und die Hasser des deutschen Wirtschaftsaufschwungs eine zu weitgehende Bindung der englischen Regierung angesichts der heran nahenden Verhandlungen mit den Kolonien und den Ententemächten. In einer eigens einberufenen Versammlung, zu der, wie der Manchester Guardian, das hervorragendste englische Freihandelsorgan unwirsch schrieb, alle Hinterwäldler (backwoodsmen) in sonst ungewohnter Vollzähligkeit erschienen, kam es zu erregten Auseinandersetzungen. Eine nachträgliche Abstimmung ergab für die Zurückweisung des Memorandums 988 (gegen 527) Stimmen. Da daraufhin das alte Direktorium seine Ämter niederlegte, blieb Manchester an der aufsehenerregenden allgemeinen englischen Handelskammertagung, die bald folgte, ganz unbeteiligt. Eine Neuwahl der 22 Ausschußmitglieder ergab alsdann 18 Mitglieder gegen den unveränderten Freihandel mit Deutschland nach dem Krieg, 2 für Wahrung des alten Zustands und 2 ohne bestimmte Richtung. Mag es noch so richtig sein, daß die Handelskammer von Manchester lange nicht mehr die Rolle in der Industrieführung spielt wie ehemals, so war der moralische Eindruck der Streitigkeiten dennoch überaus stark.

Viel größere reale Bedeutung darf die Tagung der Vereinigten Handelskammer beanspruchen, die Ende Februar in London zusammentrat und von etwa 500 Delegierten besetzt war. Eine der vielen, vorher eingereichten Resolutionen hatte der ausführende Ausschuß für so wichtig gehalten, daß er sie als eigene Entschließung durch Sir Algernon Firth, den Vorsitzenden (einen Freund und Verwandten des Premierministers Asquith), zur Annahme empfehlen ließ. Sie steht, wie wir in Deutschland sagen würden, ganz auf dem Boden der Listschen Auffassung, nach der die Entwicklung der Produktionskräfte, sei es selbst unter scheinbaren oder tatsächlichen Opfern des Konsumenten mit seinem Interesse des *billigsten Einkaufs*, den Hauptleitern der Handelspolitik zu bilden habe, nicht aber, nach Adam Smithscher Art, der internationale Warenaustausch mit seinen irreführenden bloßen Wertergebnissen:

Der Verband möchte zur Orientierung aller uns künftig Folgenden hervorgehoben sehen, daß nach unserer Erfahrung der Krieg gezeigt hat: die Kraft und Sicherheit eines Volkes in Zeiten nationaler Gefahr ruhe in dem Besitz der Fähigkeit aus Ländereien und Industriebetrieben das Bedurfte selber zu erzeugen (viel mehr als in dem Besitz von Werten und Wertzeichen, die man ausführen und austauschen kann gegen fremdländische Boden- und Fabrikzeugnisse, die man auswärts zu erwerben und alsdann übersee zur Deckung unseres Bedarfes einzuführen vermag).

Um überflüssigen Wortgefechten vorzubeugen, ließ man zwar die (eingeklammerte) Schlußerläuterung fallen, dafür wurde aber der Kernsatz einstimmig gebilligt, der manchen Anhänger der alten echtenglischen Theorie des fessellosen internationalen Austausches und des allezeit maßgebenden Konsumenteninteresses wie ein Verzicht auf die holdesten Jugendillusionen angemutet haben mag. Ganz in der gleichen Richtung bewegten sich weitere Beschlüsse: Zwischen den einzelnen Teilen des britischen Reichs soll, durch Zollbevorzugung, eine engere handelspolitische Verbindung erstrebt werden. Ebenso seien zwischen diesem Reich, also nicht nur dem Mutterland, und den heute im Krieg verbündeten Staaten besondere Begünstigungen zu

⁴⁾ Siehe Manchester and Free Trade, in den Times vom 2. Februar 1916.

schaffen, in abgeschwächterer Art dann nochmals für die neutralen Länder. Gegen den Feind, also die Zentralmächte, mit Deutschland und Österreich-Ungarn an der Spitze, will man dagegen den heutigen Krieg mit den Waffen als spätern handelspolitischen Kampf fortgesetzt sehen. Man verlangte hier unter anderm, wohlgerne in einheitlichem Vorgehen seitens aller heute mit England verbündeten Staaten und seitens der englischen Kolonien: »Einschränkung, durch Zölle oder andere Mittel, der Handelsbeziehungen zu allen feindlichen Ländern, so daß Schleuderwettbewerb [dumping] und eine Wiederkehr der Verhältnisse, wie sie vor dem Krieg bestanden, unmöglich wird, und daß die Entfaltung der heimischen Produktion und die daraus folgende Vermehrung der Beschäftigungsgelegenheit für die heimische Arbeiterschaft gefördert wird«.

Kongresse, politische wie wirtschaftliche, beschließen so manches, was sie in späteren ruhigeren Zeiten verleugnen möchten; und selbst vom aufrechterhaltenen Beschluß bis zur Ausführung ist stets noch ein weiter Weg. Der Verband der englischen Handelskammern, etwa unserm Deutschen Handelstag entsprechend, ist auch noch lange nicht die Gesamtstimme der englischen Industrien, er hat zudem früher schon gelegentlich diesen und jenen Tarifreformenlauf unternommen. Aber als Zeichen der Zeit ist seine Stellungnahme zweifellos nicht zu unterschätzen.



AZU gesellte sich als sensationelles Zugstück das Auftreten des australischen Ministerpräsidenten Herrn Hughes: einer für uns Sozialdemokraten doppelt anziehenden Persönlichkeit, weil er in seinen jüngeren Sturm- und Drangjahren die Hafendarbeiter von Sydney organisierte und alsdann mit der australischen Arbeiterpartei emporkam. Wie fast alle britischkolonialen Arbeiterpolitiker und Gewerkschaftsführer hat er sich längst aus einem Smithschen Freihändler zu einem vollblütigen Schutzzöllner entwickelt:

»Ich trete an die Frage sicher ohne jede Voreingenommenheit gegen den Freihandel heran. Als man in Australien für Zölle nur zu fiskalischen Zwecken kämpfte, war ich der freihändlerischste der Freihändler. Der Wohlstand der Völker war meine Bibel, und Adam Smith war mein Prophet. . . Auch heute rühren mich nicht die Probleme »Freihandel oder Schutzzoll?« an sich, wohl aber die großen Fragen: wie man die natürlichen Hilfsquellen und den Handel unseres großen Reichs in einer Weise zur Entfaltung bringen könne, wie es unsere nationale Sicherheit und das wirtschaftliche und soziale Gedeihen unseres Volkes erheischt. . . Würde es sich bei der Handelspolitik nur um eine Steuer- und Finanzfrage für unsere Taschen drehen, dann könnte man die Lösung ruhig dem Lauf der Zeiten überlassen. Aber sie rührt an die Wurzeln unseres Daseins. Sie können nicht von der Anschauung ausgehen, die Wirtschaftspolitik einer Nation habe mit dem nationalen Gedeihen nichts zu tun. Beide sind unlösbar, vielseitig und eng mit einander verbunden. Diese Tatsache ist grundlegend; sie übersehen heißt den nationalen Niedergang nicht nur herausfordern sondern sicher herbeiführen. Eine Zeit lang mag der Handel einer Nation, die seine Beziehungen zur nationalen Sicherung geflissentlich mißachtet, große Fortschritte und Erfolge aufweisen. So bei uns. Aber dann kommt dennoch der Tag der Abrechnung für solche Völker, wie er für uns gekommen ist.«³⁾

Der vorher ziemlich unbekannte überseeisch-koloniale Politiker sah sich in England ganz plötzlich zu einer volkstümlichen Gestalt emporgehieft. Ununterbrochen ward er als gesuchter Redner zu Versammlungen und Zusammenkünften herangeholt, bis den offenbar Überangestregten ein heftiger Influenzaanfall ebenso plötzlich, bis zu seiner Wiederabreise, dafür voll-

³⁾ Siehe *The Voice of Empire, Mr. Hughes's Ideal*, in dem *Times* vom 16. März 1916.

kommen untauglich machte. Mehrere Berechnungen spielten bei seinen einflußreichen und bedenkenlosen Gönnern zweifellos mit. In erster Linie jedoch stand dabei Hughes' augenblicklich unersetzliche Verwendungsfähigkeit für den Kampf gegen Deutschland. Nicht gegen den deutschen Militarismus: dieses leere, vorgetäuschte Schreckgespenst tritt bei den Wissenden und Zielbewußten in England stark zurück, die zwar von Karl Marx kaum eine einzige Zeile kennen, aber ganz und gar in der rein wirtschaftlichen Geschichtsauffassung aufgehen. Wohl aber wandte sich Hughes in wirksamster Weise, einfach und unverhüllt und vermutlich auch mit der echten Entrüstung des oberflächlichen, leidenschaftlichen Volksmannes, gegen den deutschen Produktions- und Handelswettbewerb, der durch staatliche und sonstige künstliche Organisation zur gefährlichsten Waffe des Angriffs und der Herrschaft geworden sei und deshalb der Vernichtung überantwortet werden müsse. Wie mancher unserer Parteidradikalen mangels gründlicherer Sachkenntnis und Vertiefung in allen weltpolitischen Entwicklungen lediglich die Willkür und Tücke des Finanzkapitals gewahrt, so wittert Hughes hinter jeder unbequemen englischen Erfahrung sofort das verschlagenste Monopolstreben der Deutschen:

»Vor dem Krieg schien in Australien alles zum besten bestellt. Wir hatten unsern Handel verdoppelt und waren im letzten Jahrzehnt erstaunlich vorangekommen. Aber als der Krieg hereinbrach, entdeckten wir, daß die Metallgewinnung, einer unserer Hauptproduktionszweige, so sehr vom deutschen Einfluß beherrscht war, daß wir vor der Gefahr standen unsere Gruben schließen und Zehntausende von Leuten beschäftigungslos machen und Millionen von Kapital brachlegen zu müssen, es sei denn, wir ließen die deutsche Beherrschung der Absatzverbindungen fortbestehen. Noch 12 Monate lang nach Kriegsbeginn war im Herzen des britischen Reichs nicht eine Unze australisches Blei oder Zink, das Lebensblut aller Rüstung, zu kaufen, außer durch eine deutsche Geschäftsstelle. Die deutschen Firmen führten zwar einen englischen Namen, sie nahmen auch den Einbürgerungseid geschmeidig auf sich; aber gerade das ist typisch für deutsche Eroberung von Industrie und Handel, daß sie zuvor die Flagge jener Nation annahmen, die sie zu zerstören und betrügen gedachten. Australien produzierte ein Fünftel vom dem Zink und Blei der ganzen Welt, aber der Preis von Zink und Blei wurde von einem Ring in London bestimmt, der unter deutschem Einfluß stand, und während wir hier und in Amerika für Zink 90 oder 100 Pfund Sterli: † die Tonne zahlten, kaufte man die Tonne in Deutschland schon mit 30 Pfund Sterling. Der große Metallring, der überall von Deutschen kontrolliert wurde, nannte sich in Amerika Amerikanische Metallgesellschaft, in Afrika Afrikanische Metallgesellschaft, in Australien Australische Metallgesellschaft, und in England — nun, reden wir nicht davon. Von der Grube bis zum Konsumenten war die Verbindung lückenlos, und der australischen Regierung erwiderte der Vertreter einer sogenannten britischen Firma: es sei an kein Geschäft zu denken außer auf Wegen, die deutschem Einfluß unterstanden. Er hoffe, daß die Regierung durch solche Erfahrungen klüger werden würde. In Australien hätten sie gegenüber Deutschland jeden Vertrag annulliert, jedes Warenzeichen und jede Schutzmarke aufgehoben und jede Gesellschaft aufgefordert binnen 3 Monaten jeden deutschen Aktionär, ob naturalisiert oder nicht, auszuschließen [Beifall].«⁶⁾

Ein andermal, vor dem City Carlton Club, unter Vorsitz Balfours, schilderte Hughes das empörende Tungstenmonopol: die Herstellung von Qualitätsstahl für rasch sich bewegende Werkzeuge, für schwere Geschütze und Panzerplatten gerate dadurch bei anderen Völkern erschreckend ins Wanken. Was bedeute eine große Textilindustrie, wenn man für die Färbereistoffe in der Hand Deutschlands bleibe? Dieses fressende Krebsgeschwür (cancer)

⁶⁾ Siehe Hughes' Rede vor der Empire Parliamentary Association, unter Vorsitz des Kolonialministers und konservativen Führers Bonar Law, wiedergegeben in den Times vom 10. März 1916.

gelte es auszurotten, denn auf die »wirtschaftliche Plünderung ohne Risiko« stütze sich erst die militärische Widerstandskraft Deutschlands:

»Wir müßten Narren und Schlimmeres sein, wenn wir aus der Art, wie man uns übertöpelte, nicht lernten. Wir in Australien haben es gesehen, Sie in England haben es gleichfalls gesehen und können es jeden Tag von neuem kennenlernen: diesen Menschen bedeutet die Naturalisation nichts. Wir [in Australien] haben uns für eine Politik entschieden, die solche vermaledeiten Zustände mit Stumpf und Stiel auszurotten und uns in Wahrheit ein angelsächsisches Gemeinwesen verbürgen soll. Deutschland hat das viel zu lange eingeräumte Recht verwirkt an unseren Küsten unter den Zeichen des freundschaftlichen Verkehrs und der Brüderlichkeit zu landen. Die Politik des Reichs hat viele Wege, in der Wirtschaft und anderweit. Aber ehe Sie aufbauen, müssen Sie zerstören. Sie müssen den deutschen Einfluß mit der Wurzel ausreißen, wo es sei und was es koste, jede Frage dieser einen unterordnen, und durch wohlherwogenen Entschluß, aller Welt offen verkündet, müssen Sie, komme was da wolle, auf die Zerstörung des deutschen Einflusses auf die englische Wirtschaft hinwirken [Beifall]. So werden Sie Deutschland einen Schlag versetzen, der einem endgültigen Landsieg gleichwertig ist.«⁷⁾

Das britische Volk erkennt, daß noch viel zu tun ist, nicht nur auf den Schlachtfeldern sondern auf den Gebieten des Handels und der Industrie. Es erkennt als eine der Hauptursachen des Krieges das Begehren Deutschlands England die Vorherrschaft [supremacy] in Industrie und Handel aus den Händen zu winden. Jene Hoffnung müssen wir tödlich treffen, die heute noch Deutschland über Wasser erhält: daß es nach dem Krieg jene Stellung in Handel und Industrie zurückzugewinnen vermöge, durch die es nicht nur einen hohen Tribut in Gestalt von Profiten uns abpressen, unsere Unternehmer aus vielen Produktionszweigen verdrängen oder im Bezug der Rohstoffe zu immer unbedingterer Abhängigkeit bringen konnte sondern auch unsere nationale Sicherheit zu gefährden vermochte. . . Wir müssen klar sehen, was England und seine verschiedenen Reichsteile selber herstellen können, nicht nur mit einem marktmäßigen [commercial] sondern mit einem nationalen Gewinn. Wir müssen jede Produktionsgelegenheit ausnutzen, jede Hilfsquelle entwickeln. . . Das Reich kann allen in England konsumierten Zucker liefern, aber wir brachten uns selber unter das Joch von Deutschland und Österreich, indem wir eine schlechtere Ware verzehrten, weil sie billig war, während fruchtbare zuckerproduzierende Ländereien überall im Reich brachliegen durften. Der Krieg hat aber jener Politik der Billigkeit das Totenglöcklein geläutet, die auf die soziale und industrielle Wohlfahrt der Arbeiterschaft nicht achtete, die bloßen Reichtum mit Größe verwechselte, gleichviel ob der Reichtum uns oder den deutschen Juden gehörte. Wo werden wir unsern Zucker nach dem Krieg herbeziehen? Aus dem Reich oder aus Deutschland und Österreich? Welche neuen Produktionszweige gedenken wir dann zu gründen? Welche alten wollen wir höherbringen? Wohin wollen wir uns wenden die Rohmaterialien für unsere Industrien zu beschaffen? Welche Vorbereitungen gedenken wir zu treffen, um unserer großen Nachfrage für Schiffe, Brücken, Maschinen und ähnlichem nach dem Krieg zu genügen? . . . Mit der Zeit der Glacéhandschuhpolitik ist es vorbei. . . Im Hintergrund dieses Krieges stoßen wir auf die Hochfinanz Deutschlands, und wollen wir Deutschland treffen, so müssen wir diese treffen. Ich hoffe, wir werden ohne einen Tag Verzug, von einem Ende des Reichs bis zum andern, eine bestimmte Zusage seitens der britischen Regierung erhalten, daß dies die Politik Großbritanniens nach dem Krieg sein soll [Beifall]. Alle Dominien blicken auf das Mutterland das Zeichen zu geben. Wir erwarten eine offene Sprache, wie die englische Politik beschaffen sein soll. Heute ist die Zeit da, nicht für Worte sondern für Taten [Beifall].«⁸⁾

Die Aufregungen der Kriegszeit und die neuweltlich-überseeischen Gepflogenheiten mögen an dieser *aufgestreiften Hemdsärmelweis* manches entschuldigen und erklären. Aber Hughes verkörpert immerhin die heute tonangebende australische Politik und Demokratie. Und während dies niedergeschrieben wird, geht noch immer in England eine starke und einflußreiche politische Strömung dahin: den australischen Premier mit einem amtlichen Mandat für die Pariser Wirtschaftskonferenz der Verbündeten zu betrauen. Man

⁷⁾ Siehe Hughes' in Note 6 zitierte Rede.

⁸⁾ Siehe Hughes' Rede vor dem City Carlton Club, wiedergegeben in den Times vom 21. März 1916.

wünscht seine vorwärtsstürmende Leidenschaftlichkeit auch auf die Alliierten wirken zu lassen. Vor allem jedoch, man möchte diese *Stimme der Kolonien* (Hughes verständigte sich vor seinem Eintreffen in England über die allgemeinen Grundzüge mit der neuseeländischen und kanadischen Regierung) sich festreden und festlegen lassen, um dadurch die heimische, mutterländische Regierung selber in eine gewisse Zwangslage zu bringen. Die Tarifreformer sahen es seit jeher gern, daß die Kolonien mit Zollvorzugsgewährungen und ähnlichen Maßnahmen vorangingen, um das Mutterland zur Erwidern und Nachfolge zu reizen und fast zu zwingen. Das gleiche Verfahren erachtet man im Handelskrieg gegen Deutschland für zweckdienlich, da auch hier die liberale englische Regierung es unbestreitbar mehr mit der Kaltblütigkeit und ruhigen Überlegung hält. Heute sei jedoch die Stellungnahme der Regierung und des Parlaments beiseite gelassen. Nach der Pariser Konferenz wird sich erst der Aufmarsch der Parteien nach dieser Richtung genügend oder doch besser übersehen lassen.



UR eine auffällige Tatsache sei heute noch besonders vermerkt. die unverhohlenen weitgehenden Hoffnungen, die fast alle diese Handelskriegsrufer auf die Verdrängung Deutschlands vom russischen Markt setzen. Für die Times und ihre Gefolgschaft, also für die zielbewußtesten englischen Deutschenfeinde, sind sogar Frankreich und Italien und vollends Kleinstaaten wie Serbien für die künftige internationale wirtschaftspolitische Neuorientierung so gut wie gar nichts, die russischen Wirtschaftsbeziehungen dagegen so gut wie alles. Die deutsche Einfuhr beherrsche im verbündeten Osten schrankenlos den Markt. Deutschlands Kapital speise hier die Banken und lenke teils durch diese Kreditvermittlung teils durch unmittelbare Produktionsbeteiligung die Hauptindustrien. Die deutsche Welthandelsvermittlung habe hier durch geographische Lage und Verkehrsmittelgestaltung einen ungeheuren Vorsprung, und eine glänzende Wirtschaftsausdehnung stehe dem Zarenreich zweifellos noch in Aussicht.⁹⁾ Die Haltung von Blättern wie die Times wird auch bei anderen Gelegenheiten ganz offensichtlich durch die Berechnung bestimmt: aus der englischerseits zu wünschenden dauernden Verfeindnng Deutschlands und Rußlands müsse sich nicht nur die Weitererhaltung des für England so vorteilhaften russisch-englischen Bündnisses ergeben, das Deutschland weltpolitisch in den England zusagenden Schranken hält; sondern daraus müsse ferner noch ein sehr willkommener, weit über die eigentliche bloße Handelspolitik hinausgreifender Wirtschaftskampf gegen Deutschland hervordachsen, der England, sogar ohne die zunächst erstrebten Sondervergünstigungen, ganz von selber auch ökonomisch zum lachenden Zuschauer und Erben machen müsse.

Die sogenannte Westkulturpolitik Englands stützt sich mit ihren, selbstverständlich rein englischen Hoffnungen heute in erster Linie auf den Osten, den es vor allem braucht, um ihn politisch und wirtschaftlich gegen Deutschland ausspielen zu können. Man kann nur wünschen, daß so viel Zielbewußtsein und Vorurteilslosigkeit wie auf englischer Seite auch immer auf seiten Deutschlands vorhanden sein möge.

XX

⁹⁾ Siehe meine Artikel Englische Hoffnungen auf den russischen Markt und Deutsch-russische Wirtschaftsbeziehungen, in den Sozialistischen Monatsheften, 1915, 1. Band, pag. 434 ff., und 3. Band, pag. 1101 ff.

LUDWIG QUESSEL · DIE SOZIALDEMOKRATIE NACH DEM KRIEG



AS von allen, die die zunehmende Verschärfung der Gegensätze innerhalb der sozialdemokratischen Fraktion aus der Nähe beobachten konnten, als unvermeidlich angesehen werden mußte, ist am 24. März Wirklichkeit geworden: unter dem gewaltigen Druck des Weltkriegs haben sich von dem Block der 110 Sozialdemokraten 18 Mann abgespalten und zu einer neuen sozialdemokratischen Fraktion zusammengeschlossen. Stärker als die einigende Kraft gemeinsamer politischer und wirtschaftlicher Ideale hat sich die sprengende Gewalt des Krieges erwiesen. Schon die Abspaltung der radikalen Kleinbürger Liebkecht und Rühle war ein Anzeichen dafür, daß die Einmütigkeit, mit der die Sozialdemokratie am 4. August 1914 in den Weltkrieg eintrat, nicht bestehen bleiben werde. Die Abspaltung der Achtzehn hat die Geschlossenheit, die trotz heftigsten inneren Kämpfen viele Jahrzehnte aufrechterhalten wurde, tatsächlich beseitigt.

Vom historischen Standpunkt aus betrachtet hat sich am 24. März 1916 ein Vorgang vollzogen, der vielerlei Ähnlichkeit hat mit der Spaltung der Fortschrittspartei vom 17. November 1866. Damals wie jetzt war es der Krieg, der die Spaltung herbeiführte. In den Schlachten vom Juli 1866 bei Langensalza, in Böhmen und am Main war in Erfüllung gegangen, was Bismarck einige Jahre vorher in stahlharten Worten der bürgerlichen Demokratie angekündigt hatte: daß die großen Fragen der Zeit »nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse entschieden werden sondern durch Eisen und Blut«. In schmerzlicher Erstarrung hatten die Fortschrittmänner dem schrecklichen Schauspiel dieser *Revolution von oben* zugesehen, und unbegreiflich schien es ihnen, daß die Geschichte wirklich jener ihnen so roh und entsetzlich erscheinenden Lehre des deutschen Kommunismus, wonach die Gewalt die Geburtshelferin jeder neuen Gesellschaft ist, recht geben sollte. Was gegen ihren Willen die Gewaltpolitik des *Junkers* Bismarck, dessen »gewaltige, fast revolutionäre Ideen« ihnen immer tiefes Grauen eingeflößt hatten, zustande gebracht hatte, konnten und wollten sie unmöglich anerkennen. Wie unendlich viel idyllischer und friedlicher hätten sie sich doch die Einigung Deutschlands vorgestellt! Gewissermaßen im Rahmen eines großen Schützenfests sollte das Deutsche Reich ins Leben treten. Nun war diese Einigung im Sturm und Wetter des Krieges hereingebrochen. Kein Wunder, daß die Braven alles das, was sich da im Verlauf weniger Monate abgespielt hatte, weder recht begreifen, noch moralisch billigen konnten. Nun fand sich aber unter ihnen eine Anzahl Männer, die die Vollendung der 1866 begonnenen nationalen Einigung mehr der Revolution von oben als der von unten zutrauten, Männer, die sich in ihrer Weise die Ansichten von Marx und Engels zurechtgelegt hatten, und die es daher gar nicht so erstaunlich fanden, daß die Gewalt auch bei der nationalen Einigung des deutschen Volkes die Geburtshelferin spielte. Zunächst im Grunde nicht weniger *entschieden liberal* als jene Fortschrittler, die sich gegen die *Anbetung des Erfolgs* sträubten, wollten sie sich nicht dazu hergeben die großen historischen Entscheidungen, die zur Gründung des Norddeutschen Bundes geführt hatten, lediglich deshalb zu verurteilen, weil sie sich mit der bisherigen

Fraktionspolitik nicht vereinbaren ließen. So war denn ein Zusammenarbeiten nicht mehr möglich, und nach heftigen Auseinandersetzungen spalteten sich vor nun gerade 50 Jahren 19 Mitglieder der Fortschrittspartei ab. Mit tiefem Schmerz mußte es nun die Mehrheit der Fortschrittspartei erleben, daß die bürgerlichen Massen draußen so gar kein Verständnis für die bisherige Fraktionspolitik zeigten. Was sie nicht vermochten, das besorgten um so gründlicher die Massen. Sie beteten den Erfolg an und strömten zu der neuen Partei, die auf dem Boden der historischen Tatsachen so glücklich den Wahlkampf vom 12. Februar 1867 führte, daß sie, 79 Mann stark, fortan den rechten Flügel des deutschen Liberalismus bildete, dem für lange Zeit eine führende Stellung im deutschen Parlamentarismus zufiel.

Wie vor 50 Jahren die fortschrittliche Mehrheit so lehnt sich heute die sozialdemokratische Minderheit gegen die historischen Entscheidungen auf, die 2 Jahre Weltkrieg geschaffen haben. Weil die Gefahren, mit denen aus tiefen ökonomischen Gegensätzen heraus der Imperialismus der Entente die Zukunft Deutschlands bedrohte, sich nicht mit Verständigungskonferenzen und Friedenskundgebungen aus der Welt schaffen ließen, können sie die aus den Fugen geratene Zeit nicht mehr begreifen. Wie Meister Anton in Hebbels Maria Magdalena verstehen sie diese Welt nicht mehr. Als deutsche Kleinbürger können sie sich am weiten Horizont dieser Weltrevolution nicht mehr orientieren. Ähnlich den Fortschrittlern von 1866 stehen sie entsetzt vor der Tatsache, daß die Gefahren jener großen von England geleiteten Verschwörung gegen das deutsche Volk und seine Zukunft nicht mit Resolutionen und Petitionen zu bannen sind sondern mit Kanonen und Torpedos abgewehrt werden müssen. Nun, da die Revolution, die *Weltrevolution*, von der sie lang und breit in den Versammlungen geredet hatten, über sie hereinbrach, wollen sie von ihr nichts wissen, weil diese wie die nationale Revolution von 1866 nicht von unten, sondern von oben kam. Das zu verstehen, was sie jetzt erleben, geht über ihre geistige Kraft. Wie die Fortschrittler von 1866 wenden sie sich von der (marxistischen) Lehre ab, daß die Gewalt die Geburtshelferin einer neuen Gesellschaft ist, und sie vermögen es nicht zu fassen, daß die Stellung der deutschen Sozialdemokratie zu der neuen Gesellschaft, die im Sturm und Wetter der großen Weltkatastrophe geboren wird, notwendigerweise eine andere sein muß als gegenüber der alten, der der 4. August 1914 die Totenglocke läutete.

Daß heute in der deutschen Sozialdemokratie im Gegensatz zu der Fortschrittspartei von 1866 nicht die Mehrheit, sondern nur eine kleine Minderheit sich den geistigen Anforderungen einer großen Zeit nicht gewachsen zeigte, verdanken wir nicht zum wenigsten der Geistesarbeit jener beiden großen Männer, die dem deutschen Sozialismus das Gepräge ihres Geistes aufgedrückt, die die deutsche Arbeiterschaft gelehrt haben historisch zu denken. Soviel Marx auch im einzelnen geirrt haben mag, durch seine großangelegte Theorie der sozialen Entwicklung hat er das Proletariat vor jener geistigen Verflachung und Versimpelung bewahrt, in die der Wortradikalismus der Minderheit in den letzten Jahren mit vollen Segeln hineinsteuerte, bis der Sturm des Weltkriegs sie zwang sich auf gerettetem Boot schleunigst in den geistigen Hafen des fortschrittlichen Philisteriums von 1866 zu flüchten, das unentwegt diesem System jeden Mann und jeden Groschen verweigert.

Es wäre verfrüht über die im Weltkrieg geborene neue Gesellschaft, zu der die sozialdemokratische Mehrheit eine den Aufgaben der Zukunft entsprechende Stellung zu gewinnen sucht, etwas Bestimmtes aussagen zu wollen. Sie wird, ähnlich der durch die große Revolution von 1789 neu geschaffenen Gesellschaft, die 20 Jahre Krieg im Gefolge hatte, den arbeitenden Massen zunächst vielleicht nicht eine Erleichterung, sondern eine Erschwerung ihres Daseins bringen, deren Größe sich heute mehr ahnen als bestimmen läßt. Aber es liegen in ihr doch die Keime, die zu neuen Entwicklungen drängen. Die starren Massen der alten sozialen Ordnung sind flüchtig geworden und müssen in neue Formen geleitet werden. Klar und allgemein sichtbar ist dies bereits bei den Einrichtungen zutage getreten, die der Landesverteidigung dienen. Die Millionenheere, die im Osten und Westen die Grenzen Deutschlands vor feindlicher Invasion schützen, haben nur noch wenig gemein mit dem stehenden Heer, über dessen Einrichtungen in den Jahren vor dem Krieg so viel gestritten wurde. Auf einem ganz neuen Begriff der Wehrfähigkeit gegründet, übertreffen sie an Zahl alles bisher für möglich Gehaltene. Der Punkt, wo die Quantität in eine neue Qualität umschlägt, wo die machtvoll anwachsende Masse das alte System zerbricht, ist schon lange erreicht. Mögen auch gar manche Mißstände der alten Heeresverfassung in die neue übergegangen sein, sie müssen dort notwendigerweise über lang oder kurz aufhören. Die neue Kriegführung, das neue Volkshier wird sich seine neuen Gesetze schaffen. Wie könnte man, um nur ein Beispiel anzuführen, jene alte Exklusivität des Offizierkorps aufrechterhalten, wenn die Not uns zwingt jeden moralisch, physisch und geistig geeigneten Mann für diese Aufgabe heranzuziehen und auszubilden? Dem neuen Volksheer, das der Krieg plötzlich geformt, ein neues, besseres Recht zu schaffen, ein Recht, das schon in dem Rekruten den künftigen Kämpfer ehrt, das wird eine der großen Aufgaben der deutschen Volksvertretung sein, der gegenüber die Richtersche ABC-Buch-Weisheit der sozialdemokratischen Minderheit wie eine Parodie auf längst vergangene Zeiten wirkt.

Wie die Stellung der sozialdemokratischen Mehrheit zum neuen Heer so muß auch ihre Haltung zu den Kolonien notwendigerweise eine andere werden. Wenn wir, was wir alle hoffen, unsere Kolonien im Frieden zurückerhalten, so wird das mit so viel Blut verteidigte und zurückgewonnene Gut dem Herzen des deutschen Volkes unendlich teuer sein. Gewiß werden wir auch nach dem Krieg auf die Zufuhren aus dem riesigen Kolonialbesitz der Entente nicht verzichten. Wir werden sogar an alle Staaten, die über ein koloniales Territorium verfügen, die moralische Forderung richten müssen alle notwendigen finanziellen Opfer zu bringen, um die produktive Kraft ihrer Kolonien weiterzuentwickeln. Nur durch vermehrte Produktion in allen Kolonialgebieten der Erde kann die soziale Not der arbeitenden Klassen gemildert werden. Denn was heißt soziale Not im physischen Sinn? Mangel an gesunden Wohnräumen, an ausreichender Kleidung, an genügender Nahrung. Was die Beseitigung der Wohnungsnot betrifft, so verfügen wir im Inland glücklicherweise über alle Rohstoffe zur Herstellung gesunder Wohnungen. Sobald wir aber an deren Ausstattung gehen, sind wir schon auf die Kolonialwirtschaft angewiesen, die uns die Wolle und Baumwolle zur Herstellung von Decken, Vorhängen, Hauswäsche usw. liefern muß. Auch bei der Herstellung der bescheidensten Behaglichkeit des

proletarischen Heims können wir die Kolonialwirtschaft nicht mehr entbehren. Noch weniger als die Wohnungsnot lassen sich die übrigen Erscheinungen des sozialen Elends ohne Kolonialwirtschaft bekämpfen. Was die Kleidung der proletarischen Massen anlangt, so liefert uns hier die Kolonialwirtschaft die weitaus meisten Rohstoffe zur Herstellung der Wäsche, Kleider und Schuhe. Sehr groß ist auch die Bedeutung der Kolonien für die Ernährung der proletarischen Massen geworden, wenn sie hier auch nicht so unmittelbar und klar wie bei der Kleidung zutage tritt. Abgesehen davon, daß uns die Kolonialländer mit Kaffee, Tee, Kakao, Tabak versehen, liefern sie uns auch die gehaltreichsten Futtermittel für unsere Viehbestände. Die kolonialen Futtermittel der Tropen und Subtropen müssen wegen ihres starken Eiweiß- und Fettgehalts geradezu als Edelfuttermittel bezeichnet werden, auf deren Mangel die Milch-, Butter-, Fett- und Fleischknappheit während des Krieges in erster Linie zurückzuführen ist. Angesichts der Erfahrungen dieses Krieges können nur noch Utopisten oder Demagogen die Notwendigkeit der Kolonisation für die Erhaltung der physischen Existenz der proletarischen Massen bestreiten. Auch der schlichteste Arbeiter ist durch den Krieg darüber aufgeklärt worden, daß ein Verzicht der europäischen Menschheit auf Kolonialwirtschaft gleichbedeutend mit ihrer Verelendung wäre. Ohne Kolonien kann die Drittmilliarde neuer Menschen, die das letzte Jahrhundert in Europa hervorgebracht hat, nicht mehr in menschenwürdiger Weise erhalten werden. Aus diesem Grund muß das europäische Proletariat überall für die koloniale Entwicklung sorgen. Es ist nun klar, daß die Sozialdemokratie auf Grund der Erfahrungen des Krieges gar nicht mehr anders kann als eine neue Stellung gegenüber den Kolonien zu gewinnen. Sie muß die Negation preisgeben und für eine positive Kolonialpolitik eintreten, die den hohen Idealen des Sozialismus, dem gemeinsamen Wohl der weißen und der farbigen Menschheit entspricht. Hier vor allem muß an die Stelle der radikalen Schlagworte das vorwärts und aufwärts weisende sozialistische Ideal treten, das, obwohl im Boden der Wirklichkeit wurzelnd, über diese weit hinaus in die Zukunft weist und uns als Vorbild und Wegweiser bei der Schaffung besserer Zustände in der Heimat wie in den Kolonien dienen muß.

Angesichts der Neuorientierung auf fast allen Gebieten des öffentlichen Lebens, die das im Weltkrieg geborene neue Zeitalter notwendig macht, kann die Frage, ob die Sozialdemokratie wieder wie früher den Etat des Reichs und der Einzelstaaten prinzipiell ablehnen soll, nicht mehr in der gewohnten Art aufgeworfen und beantwortet werden. In der Tat: Die Öffentlichkeit weiß seit dem 4. August 1914, daß die Sozialdemokratie dem heutigen Staat die Mittel zu seiner Existenz bewilligt, wenn seine Sicherheit bedroht ist. Sie weiß aus früheren Erklärungen, daß die Sozialdemokratie den Etat auch dann bewilligt, wenn sie selbst in der Mehrheit ist. Also in den beiden Fällen, wo die Ablehnung des Etats dem Staatswohl gefährlich werden könnte, hält sich unsere Partei für verpflichtet ihn anzunehmen, mag er im einzelnen auch wenig ihren Wünschen entsprechen. Wenn sie also in den einzig entscheidenden Fällen das Budget bewilligt, welchen Sinn sollte es dann wohl haben es sonst zu verweigern? Selbst wenn ein kommander sozialdemokratischer Parteitag in übergroßer Pietät gegen früher gefaßte Beschlüsse noch einmal das Prinzip der Budgetverweigerung be-

kräftigen sollte, so würde die Befolgung dieses Brauchs von den anderen Parteien überhaupt nicht mehr als eine politische Handlung gewertet werden, nur noch als eine traditionelle Zeremonie, die etwa bedeuten soll, daß dieser Staat unserm Ideal nicht reif ist, und wir im Geist schon als Bürger dessen leben, der da kommen wird. Wird unsere Partei aber wirklich an der Stelle, wo sie Politik treiben soll, einen gänzlich unpolitischen symbolischen Ritus befolgen wollen? Wir können die Beantwortung dieser Frage nach dem Krieg um so ruhiger erwarten, als ihr auf keinen Fall mehr irgendeine politische Bedeutung zukommt. Die Sozialdemokratie hat im Krieg ihre Staatsgesinnung vor aller Welt dokumentiert, sie hat die Sache dieses Staates zu der ihrigen gemacht; sie kann ihn daher auch später wohl noch im Innern umformen wollen, aber nie mehr negieren. Im Frieden mag man mit großen Worten auch bei geringfügigeren Anlässen gegen allerlei anrennen, was man zu ändern oder zu beseitigen wünscht. Das wären aber immer nur Institutionen innerhalb des Staatswesens, nie der Staat selber. Denn diesen hat man in der Stunde der Gefahr selber bekräftigt.

In der bürgerlichen Presse ist die Frage aufgeworfen worden, ob der durch den Weltkrieg bewirkte Spalt in der deutschen Sozialdemokratie sich wieder schließen, ob man später wieder zur Einheit kommen wird. Es ist nicht gut möglich auf diese Frage mit einem einfachen Nein oder Ja zu antworten. Zweifellos werden mit dem Friedensschluß manche trennende Momente wegfallen. Wenn man hüben wie drüben begreift, daß das neue Zeitalter sich mit den alten Agitationsschlagwörtern nicht meistern läßt, wenn man gewillt ist an den großen staatssozialistischen Aufgaben mitzuwirken, die gelöst werden müssen, um die Wunden, die der Krieg unserm Volk geschlagen, einigermaßen zu heilen, so wird man sich in gemeinsamer positiver Arbeit wieder treffen. An wem aber die Weltrevolution, die unsere Seelen erschüttert und unsere Sinne für das Neue, das kommen wird und muß, geschärft hat, spurlos vorübergeht, für den ist kein Raum in einer Partei, die auf dem Weg der sozialistischen Reformen die Arbeiterklasse und die Volksgesamtheit überhaupt einer größeren Zukunft entgegenführen will. Den Weg zurück zur Kindheit des Sozialismus kann unsere Partei nicht mehr machen. Nicht der sozialistischen Phrase, sondern der sozialistischen Tat huldigen wir. Veraltete Formen und Formeln dürfen nicht mehr (um ein Wort unseres unvergeßlichen Lehrmeisters Ignaz Auer zu gebrauchen) die Zwirnsfäden sein, über die wir auf unserem Weg zum Ziel stolpern. Der Krieg ist uns ein strenger Erzieher zur Sachlichkeit und Wahrhaftigkeit geworden. Seine Lehren dürfen uns nicht mehr verloren gehen.

XX
**HERMANN MATTUTAT · DER PARTEISTREIT
 UND DIE GEWERKSCHAFTEN**



ENN man den Versicherungen der Minderheitspresse Glauben schenken darf, besteht im allgemeinen dort nicht die Absicht der Spaltung der Fraktion auch eine Spaltung der Partei folgen zu lassen. Aus verschiedenen Gründen kann man das vorerst auch annehmen. Ein Teil der Minderheit ging offenbar von der Überzeugung aus, daß sie schon heute in der Partei die Mehrheit besitze oder sie doch binnen kurzem gewinnen werde. Diese Genossen haben deshalb kein

Interesse an einer Parteisplaltung und suchen sie zu vermeiden. Mindestens ähnlich dürften auch die übrigen Mitglieder der Minderheit denken. Bezeichnend dafür ist die Haltung des Vorwärts, der trotz allen Gegensätzen zwischen Minderheit und Mehrheit die Notwendigkeit einer Parteisplaltung leugnet. Das gleiche Verhalten ist bei den württembergischen Radikalsozialisten zu beobachten, die trotz allen entgegenstehenden Erklärungen des Parteivorstands und Parteiausschusses nach wie vor krampfhaft an der Fiktion festhalten zur sozialdemokratischen Partei zu gehören. Dabei sind zwischen ihnen und der Partei längst alle Verbindungen abgebrochen, da sie nicht nur die Entrichtung der parteisatzungsmäßigen Leistungen ablehnen sondern auch eigene Organisationen und eine eigene Presse unterhalten und eine besondere Landtags- wie eine eigene Gemeindevertretungsfraktion in Stuttgart gebildet haben.

Die Scheu vor einer Trennung von der Partei läßt sich bei der Minderheit gut verstehen. Einerseits existiert doch allen Meinungsgegensätzen zum Trotz immer noch eine Reihe von Berührungspunkten mit der Mehrheit, die ihr eine Trennung nicht wünschenswert erscheinen lassen. Dann aber ist den Vertretern der Minderheit auch nur zu wohl bekannt, daß sie, auf sich selbst gestellt und von der Mehrheit der Arbeiter verlassen, bald zu einer bedeutungslosen, in sich selbst uneinigen Gruppe zusammenschrumpfen müssen. Das Beispiel der Jungen aus der Zeit nach Aufhören des Sozialistengesetzes zeigt, welches Schicksal ihnen drohen würde. Segeln sie unter anderer als sozialdemokratischer Flagge, so dürfen sie für sich und ihre Politik keine Erfolge erhoffen. Die deutschen Arbeiter stehen allen Parteisonderbestrebungen mißtrauisch und feindlich gegenüber, und die weit überwiegende Mehrheit unter ihnen ist viel zu nüchtern und praktisch, um sich durch radikal klingende Redewendungen dauernd fesseln zu lassen. Das ist auch der Grund, weshalb bei der Agitation zu den Reichstags- und sonstigen Wahlen selbst die radikalsten Prinzipienreiter in der Regel ihre schönen theoretischen Expektorationen sehr bald beiseite legen und zu den praktischen Forderungen des Tages Stellung nehmen. Aus den gleichen Ursachen war auch die Partei genötigt in ihrer politischen Tätigkeit in immer steigendem Maß den Bedürfnissen und Forderungen der Gegenwart Rechnung zu tragen. Die gleiche Entwicklung machten die Gewerkschaften durch, ungeachtet allen Geschreis, daß sie dadurch ihren Klassenkampfcharakter einbüßten. Darin ist auch nach dem Krieg keine Änderung zu erwarten. Abgesehen von einer kleinen Zahl unklarer und verschrobener Köpfe, verlangen die Arbeiter von der Sozialdemokratie in erster Linie praktische Gegenwartspolitik. Und die Sozialdemokratie ist als Partei zu groß und stark geworden, um sich dieser Forderung entziehen und fruchtlose Negationspolitik betreiben zu können. Offenbar vermag die radikale Minderheit diese Tatsache nicht zu begreifen. Ihre Taktik erschöpft sich in der Hoffnung auf die Gunst des Augenblicks und die Furcht der Besitzenden vor der Revolution; sie lebt von Demonstrationen und großen Worten. Sowenig man aber einen Dampfkessel fortgesetzt unter dem höchsten Spannungsdruck zu halten vermag, so wenig kann man mit einer solchen Sensationspolitik fortdauernd auf die Massen einwirken. Die Vertröstungen auf die Zukunft verlieren ihre Wirkung, wenn sie stets unerfüllt bleiben. Das haben wir im politischen Leben oft genug erfahren, um daraus lernen zu können. Die Minderheit erkennt das nicht

an, kann es auch von ihrem Standpunkt aus nicht anerkennen. Deshalb muß der Bruch mit der reformistisch gerichteten Seite der Partei auch ohne die Fraktionsspaltung als unausbleiblich erscheinen. Die Fraktionsspaltung hat diesen Bruch höchstens beschleunigt. Die Mahnungen zur gegenseitigen Mäßigung werden dabei wenig nützen; sie sind auf die Dauer doch nicht einzuhalten. Die Mehrheit der Fraktion wie der Partei kann dem Vorgehen der Minderheit nicht ruhig zusehen, wenn sie sich nicht um die Erfolge ihrer Tätigkeit bringen und selbst den Boden abgraben will, auf dem sie steht. Andererseits kann auch die Minderheit keine Schonung gegenüber der Politik der Gegenseite üben. Es sind eben sachliche Gegensätze, und man kann von keinem der beiden Teile verlangen, daß er seine Anschauung und Politik preisgeben soll. Aus alledem ergeben sich so viele Reibungsflächen, daß es ohne scharfe Konflikte nicht abgehen kann. Unter der Einwirkung der Fraktionsspaltung muß sich die bereits vorhandene Spannung verschärfen, so daß eine für beide Teile unerträgliche Situation in der Partei geschaffen ist, die, falls nicht die Minderheit am Ende doch nach den in der Partei bisher geltenden demokratischen Grundsätzen sich der Mehrheit fügt, schließlich zur Trennung führen muß.

Daß die Minderheit, wenn auch nicht ihrer Absicht, so doch ihrer Wirkung nach, zu einer Spaltung in der Partei treibt, wird die Arbeiterschaft ihr nicht danken. Sie ist in einem verhängnisvollen Irrtum befangen. Es ist zweifellos richtig, daß bei den Massen eine starke Erregung über die Mängel in der Organisation unserer Lebensmittelversorgung herrscht. Dennoch ist es völlig falsch hierfür lediglich die Regierung verantwortlich zu machen. Man muß vielmehr die gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse berücksichtigen. Die Lage Deutschlands in dem Wirtschaftskrieg, den England gegen uns führt, macht eine absolut hinreichende Versorgung der breiten Schichten natürlich sehr schwer. Gleichwohl dürfen wir fest davon überzeugt sein, daß der englische Aushungerungsplan scheitern muß, schon gescheitert ist. Daß die Friedenssehnsucht in unserm Volk gewaltig wächst, ist selbstverständlich; es wäre unnatürlich, wenn es anders wäre. Aber das nämliche ist auch in allen anderen am Krieg beteiligten Staaten der Fall, ohne daß dies doch irgendwo entscheidend ins Gewicht fällt. Die Minderheit gibt sich jedenfalls einer schweren Täuschung hin, wenn sie glaubt, daß sie durch ihre Haltung den Frieden beschleunigt. Weit eher dürfte das Gegenteil zutreffen: wenn man ihr nämlich im Ausland eine nennenswerte Bedeutung beilegt (dem scheint glücklicherweise nicht so zu sein). Keinesfalls aber wirkt die Opposition der Minderheit friedensfördernd. Ja, wenn der Friede allein von der Reichsregierung abhinge, wenn diese es in der Hand hätte den Krieg zu beenden! Dann freilich hätte ein Drängen der Partei nach dieser Richtung einen Sinn. Aber kann jemand denn im Ernst glauben, unsere Position sei derart, daß wir den Frieden diktieren könnten? Wir sehen, daß die Entente nach wie vor die Niederwerfung Deutschlands anstrebt. Wir sehen, daß die Pariser Wirtschaftskonferenz weitere Maßnahmen hierzu vorbereitet. Wir sehen in England den ungebrochenen, ja sich stetig verschärfenden Willen zum endgültigen Sieg. Und wir sehen, daß England seine Alliierten, wenn diese nachzulassen drohen, durch die ihm zu Gebote stehenden Mittel festzuhalten weiß. England will keinen andern Frieden als einen solchen, der Deutschlands Kräfte dauernd festlegt, dem deutschen Volk somit das We-

sentliche seiner Zukunft nimmt. Wenn sich im englischen Parlament, ebenso wie in der russischen Duma, der italienischen Kammer, in der französischen, englischen und italienischen Presse auch andere Stimmen hören ließen, so beweist das leider noch lange nicht, daß die maßgebenden Stellen des Vierverbands nunmehr andern Sinnes sind, sondern nur, daß sich auch in der Bevölkerung der feindlichen Staaten Friedenswünsche bemerkbar machen. Daß diese Äußerungen Beachtung verdienen, wird niemand bestreiten, doch sind sie noch viel zu vereinzelt, um eine Wirkung erzielen zu können. In England bilden solche Friedensstimmen ohnehin stets nur die Begleitmusik zu einem zielklar geführten Krieg; das war in früheren Jahren auch nicht anders, zuletzt beim Burenkrieg. Und in den Kontinentalstaaten, mit denen eine Verständigung allerdings möglich wäre, ist diese Einsicht noch lange nicht bis an die führenden Kreise gekommen; dort träumt man vorläufig noch von der Vernichtung der militärischen und wirtschaftlichen Macht des Deutschen Reichs. Wie die Minderheit bei dieser Sachlage annehmen kann mit ihrer Haltung dem Frieden zu dienen, bleibt ein unlösbares Rätsel.

Für die Sozialdemokratie bedeutet das Vorgehen der Minderheit in jeder Beziehung eine schwere Schädigung. Was man auf gegnerischer Seite so lange und immer wieder vergebens erwartet hat, ist nun zur Tatsache geworden, und damit ist den Feinden der Arbeiterbewegung für die spätere Zeit eine äußerst wirksame Waffe zu deren Bekämpfung in die Hand gegeben. Bei den kommenden Wahlen werden wir das deutlich genug zu spüren bekommen. Die Minderheit gab mit ihrer Nichtanerkennung des Mehrheitswillens ein Beispiel, das schon jetzt in den Parteioorganisationen Nachahmung zu finden scheint. Selbst wenn es nicht zu einer Spaltung kommen sollte, wird die Aktions- und Werbekraft der Partei auf lange hinaus gelähmt sein. Darüber hinaus ist zu befürchten, daß auch die Gewerkschaften von dem Parteistreit nicht unberührt bleiben. Ein Hineintragen des Parteistreits in die Gewerkschaften müßte für diese äußerst nachteilig wirken und ihre Tätigkeit beeinträchtigen. Es wäre freilich verkehrt diese Gefahr zu überschätzen. Der Aufgaben- und Tätigkeitskreis der Gewerkschaften liegt überwiegend auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet. Bei ihnen ist deshalb nicht in gleicher Weise wie in der Partei der Boden für heftige, fanatisch geführte Meinungskämpfe gegeben. Zwar haben auch die Gewerkschaften Perioden gehabt, wo es bei ihnen heiß zuzuging. So wurden um die Organisationsform, um die Frage, ob Zentral- oder Lokalorganisation, lange und harte Kämpfe geführt. Ebenso um das Unterstützungswesen und die Tarifverträge. Diese Kämpfe liegen aber weit zurück, und heute dürfte es wohl niemanden geben, dem es einfiel diese alten Fragen zum Gegenstand erneuter Erörterungen zu machen. Auch andere Fragen liegen nicht vor, die die Einigkeit stören könnten. Überdies haben schlimme Erfahrungen wie der Zwang der wirtschaftlichen Notwendigkeit die Gewerkschaften im Lauf der Zeit gelehrt bei neu auftauchenden Problemen wie in der Austragung von Meinungsverschiedenheiten eine gewisse Ruhe zu bewahren und das Interesse der Gesamtheit und der Organisationen nicht aus dem Auge zu verlieren. Während beispielsweise die Frage des Massenstreiks in der Partei zum Teil sehr scharfe und leidenschaftliche Auseinandersetzungen hervorrief, blieben die Gewerkschaften von dieser Erregung fast völlig unberührt, obwohl sie dabei mindestens ebenso interessiert waren wie die Partei.

In der Gewerkschaftspresse wird die Spaltung der Fraktion allgemein bedauert. Die Gewerkschafter empfinden es bitter, daß in einer so ernsten Zeit die politischen Vertreter der deutschen Arbeiterschaft das Schauspiel innerer Zerrissenheit und Uneinigkeit gegeben haben. Die Gewerkschaften sind eben in höchstem Maß an dem Bestehen einer einheitlichen und geschlossenen Arbeiterpartei interessiert. Im gegenwärtigen Augenblick stehen so bedeutende Arbeiterinteressen auf dem Spiel, daß alle Kräfte zusammengefaßt werden müssen und jede Zersplitterung unabsehbaren Schaden anrichten kann. Für die parlamentarische Vertretung der sozialgesetzlichen Forderungen der Gewerkschaften ist die Fraktionsspaltung von schwerem Nachteil, weil damit die für ihre Durchsetzung erforderliche Energie beeinträchtigt werden muß. Sehr pessimistisch beurteilt deshalb die Steinsetzerzeitung die Situation. Sie sieht es schon als feststehend an, daß die deutsche Arbeiterschaft nun die großen und furchtbaren Opfer, die sie in diesem Krieg bringen mußte, umsonst gebracht hat, daß sie infolge der Spaltung endgültig um den Preis dieser Opfer betrogen ist. Alles, was die deutsche Arbeiterklasse mit Recht hätte fordern können, sei nunmehr verloren. Andere Gewerkschaftsblätter sehen die Dinge nicht so schwarz. Wohl aber betonen alle, daß die Fraktionsspaltung gerade zu einer Zeit erfolgte, wo die Einigkeit in der Arbeiterbewegung am notwendigsten gewesen wäre. Der Disziplinbruch der Minderheit findet daher fast allgemein entschiedene Verurteilung. Das erscheint vom gewerkschaftlichen Standpunkt aus selbstverständlich, da die Beachtung und Anerkennung der Mehrheitsbeschlüsse für die Gewerkschaften eine Lebensfrage ist. Wenn man auch die Hoffnung hegt, daß es zu keiner Parteispaltung kommen wird, so gibt man sich doch auch keinen Illusionen hin. Nach der Auffassung der Gewerkschaftsblätter besteht wohl für die Gewerkschaften keine unmittelbare Gefahr; sie mahnen jedoch zur Vorsicht und heben die Notwendigkeit hervor keine Quertreibereien aufkommen zu lassen. Diese Mahnung ist wohl berechtigt.

Die Zeit nach dem Krieg muß die Gewerkschaften intakt finden. Sie müssen für ihre Aufgabe gewappnet sein den Arbeitern den erforderlichen Rückhalt für ihren Kampf zur Verbesserung ihrer Lohn- und Arbeitsbedingungen zu bieten und deren sozialpolitische Forderungen mit Nachdruck zu vertreten. In Unternehmerkreisen rechnet man darauf, daß nach Beendigung des Krieges ein starker Arbeitermangel eintreten wird und die Arbeiter daher hohe Lohnforderungen stellen werden. Der Friedensschluß muß eine Ära erhöhter Produktivität einleiten. Was der Krieg zerstört hat, muß wiederhergestellt, die Rohstoffe müssen ergänzt, die Läger aufgefüllt, die mit der Entlassung der Krieger neu hervortretenden Bedürfnisse befriedigt werden. Dazu wird der Weltverkehr mit starken Anforderungen an die Industrie herantreten und der Handel die größten Anstrengungen machen, um die verlorenen Absatzgebiete wiederzuerobern und neue dazu zu gewinnen. Dies alles muß eine starke Nachfrage nach Arbeitern hervorrufen. Dabei ist ein Herabgehen der Lebensmittelpreise auf die Höhe, die sie vor dem Krieg hatten, nicht zu erwarten. Die Löhne müssen also eine wesentliche Steigerung erfahren, wenn die Arbeiter nicht eine für sie sehr empfindliche Verschlechterung ihrer Lebenshaltung erfahren sollen. Ihr Selbsterhaltungstrieb wird sie zwingen einen Ausgleich anzustreben. Ob und inwieweit die Unter-

nehmer (wozu sie sich allerdings im Interesse der Industrie selbst und damit auch im wohlverstandenen eigenen Interesse veranlaßt sehen sollten) die Forderungen der Arbeiter als erfüllbar und berechtigt anerkennen werden, bleibt abzuwarten. Jedenfalls müssen die Gewerkschaften auf schwere wirtschaftliche Kämpfe gefaßt sein. Es liegt daher im Interesse der Arbeiter von ihren Organisationen alles fernzuhalten, was diese zum Tummelplatz unfruchtbarer, die Einigkeit und Geschlossenheit untergrabender Streitigkeiten machen könnte. Was solche Streitigkeiten für Folgen haben, ist den älteren gewerkschaftlich organisierten Arbeitern nicht unbekannt. Es war keine leichte Arbeit die heutige zentrale Einheitsform der gewerkschaftlichen Organisationen zur Anerkennung zu bringen und die lokalistischen und syndikalistischen Eigenbrödler unschädlich zu machen. Wer es ehrlich mit den Bestrebungen der Arbeiter, ihrem wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Aufstieg meint, kann eine Wiederholung solcher Kämpfe nicht wünschen. Er muß danach streben von der Gewerkschaftsbewegung die Schädigungen fernzuhalten, denen die Partei gegenwärtig in so hohem Maß ausgesetzt ist.

XX

EMIL KLOTH · VOLKSGEMEINSCHAFT UND VOLKSWIRTSCHAFT



VIELLEICHT hätte der fürchterliche Wirrwarr, der jetzt in der Sozialdemokratie herrscht, vermieden werden können, wenn man danach getrachtet hätte die Dinge für sich zu nehmen und zu erforschen, anstatt sie danach zu bewerten, ob sie mit irgendeinem Beschluß eines Parteitags oder eines internationalen Kongresses in Übereinstimmung zu bringen seien. Daß beispielsweise die Begriffe national und international von vielen unserer Parteigenossen als Gegensätze aufgefaßt wurden, daß man den Volksgemeinschaftsgedanken gar als etwas Veraltetes, für einen *prinzipienfesten* Sozialdemokraten nicht mehr Existierendes betrachtete, ist eigentlich für eine Partei recht sonderbar, die die höhere Einsicht in die ökonomische Entwicklung zu besitzen glaubt und sich ihrer historischen Orientierung rühmt. Die Weltgeschichte läßt sich nicht von uns belehren, daß sie eigentlich einen ganz verkehrten Gang gemacht habe; wir müssen vielmehr aus ihr lernen, wie sich wirtschaftliche Bedürfnisse in politische Daseinsformen umsetzen. Und da sehen wir, daß die Idee der Volksgemeinschaft keineswegs auf irgendwelcher abstrakten Voreingenommenheit beruht sondern selber eine ökonomische Potenz ist. Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß sie nur das ist. Die Nation ist eine Schicksalsgemeinschaft, die sich in einem kollektiven Willen äußert. Sie ist keine künstliche Vereinigung zur Erreichung bestimmter Zwecke, sie ist ein organisch gewachsenes Gebilde, das das Ideelle seiner Teile ebenso umfaßt wie das Materielle. Es ist nicht meine Absicht mich hier über das Wesen der Nation zu verbreiten; das ist gerade in den Sozialistischen Monatsheften in zahlreichen Artikeln und in weitgehendem Maß geschehen. Für das, was ich hier ausführen will, genügt die Feststellung, daß der Volksgemeinschaft wichtige, ja die wichtigsten ökonomischen Funktionen zufallen. Mögen einzelne Volksklassen in dieser Gemeinschaft noch nicht die genügende Auswirkung ihrer Kräfte gefunden haben (und gerade für die Arbeiterklasse

trifft dies in allererster Linie zu), so würde bei der Sprengung dieser Gemeinschaft durch fremde Gewalt zu all den Nachteilen, die die soziale Scheidung an sich den Schwächeren schon bringt, noch die wirtschaftliche Ausbeutung durch das fremde Volk kommen, das etwa seine eigene sinkende Produktivkraft durch die Niederhaltung des Mitbewerbs neuer Kräfte ausgleichen will.

Den herrschenden Klassen ist sicherlich wegen ihrer kurzsichtigen innern Politik, die den Arbeitern die Gleichberechtigung versagte, ein erklecklicher Teil der Schuld daran beizumessen, daß in der Arbeiterklasse überhaupt das Gefühl entstehen konnte, die Arbeiter hätten kein Vaterland. Indes ist dieser Standpunkt schon lange vor dem Krieg von der Sozialdemokratie nahezu aller Länder aufgegeben worden, wie die Beschlüsse der internationalen Sozialistenkongresse von Stuttgart und Kopenhagen beweisen. Die große Masse der Arbeiter ist an ihr Vaterland gebunden. Aussprüche wie »Das Vaterland der Arbeiter ist die sozialistische Internationale« sind leere Redefloskeln, die von ökonomischer Einsicht nichts an sich tragen und nur bei Urteilslosen Widerhall finden oder bei grenzenloser Erbitterung Zustimmung auslösen können. Wie würde Friedrich Engels über Liebknecht den Sohn geurteilt haben, da er doch in einem im August 1870 an Marx gerichteten Brief über Liebknecht den Vater ob seiner Stimmhaltung bei der Bewilligung der damaligen Kriegskredite sich also äußerte:

»Die ganze Masse des deutschen Volkes aller Klassen hat eingesehen, daß es sich eben um die nationale Existenz in erster Linie handelt, und ist darum sofort eingesprungen. Daß eine deutsche politische Partei unter diesen Umständen à la Wilhelm [Liebknecht] die totale Obstruktion predigen und allerhand Nebenrücksichten über die Hauptücksicht setzen [kann], scheint mir unmöglich. . . Überhaupt, à la Liebknecht, die ganze Geschichte seit 1866 rückgängig machen zu wollen, weil sie ihm nicht gefällt, ist Blödsinn. . . Amüsant ist bei Wilhelm die Behauptung, weil Bismarck ein ehemaliger Spießgeselle des Badinguet [Napoléon III.], sei der wahre Standpunkt sich neutral zu halten. Wenn das die allgemeine Meinung in Deutschland, hätten wir bald wieder den Rheinbund, und der edle Wilhelm sollte einmal sehen, was er in dem für eine Rolle spielte, und wo die Arbeiterbewegung bliebe. Ein Volk, das immer nur Hiebe bekommt und Tritte, ist allerdings das wahre, um eine soziale Revolution zu machen, und dazu in Wilhelms geliebten Kleinstaaten!«¹⁾

Daß ein Konflikt zwischen unserer, im Frieden geübten, ganz unökonomischen Ideologie und unserer durch die Not des Krieges gewonnenen ökonomischen Einsicht besteht, soll freilich nicht in Abrede gestellt werden. Wir haben uns eben allzu lange von den eigentlichen Problemen ferngehalten, und daher fällt es vielen Parteigenossen schwer einen Ausweg aus den scheinbaren Widersprüchen zu finden. Es ist schon so wie Genosse Dr. Renner sagt: »Einerseits vertreten wir das Prinzip der internationalen Zusammengehörigkeit der Staaten und der möglichsten Innigkeit der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den Völkern, auf der andern Seite sind wir zugleich festgeschmiedet an unser nationales, einzelstaatliches Wirtschaftsleben und abhängig auf Gedeih und Verderb von dem Kapital unseres Landes. . . Karl Marx sagt, daß der Arbeiter, indem er als freier Arbeiter seine Arbeitskraft dem Bourgeois verkauft, gleichsam die Freiheit besitzt seine eigene Haut zu Markte zu tragen. Das ist es, wogegen wir uns auflehnen, und dennoch steht es so, daß der Arbeiter wieder im Rahmen der heutigen Gesellschaft nicht leben kann, wenn es ihm nicht gelingt seine Haut wirklich zu Markte zu bringen. Das gilt nun auch im erweiterten Sinne: Wenn die Bourgeoisie das Arbeitsprodukt der Arbeiter an sich gezogen, sich angeeignet hat, so genügt das zuweilen auch noch nicht; es genügt nicht, daß die Haut des Proletariats abgezogen ist, sie muß sehr oft erst auf dem Weltmarkt verkauft werden; gelingt

¹⁾ Siehe den Marx-Engels'schen Briefwechsel 1844 bis 1883, 3. Band /Stuttgart 1913/, pag. 319 f.

das der nationalen Bourgeoisie nicht, wird die nationale Bourgeoisie vom Weltmarkt verdrängt, so bedeutet das zugleich Arbeitslosigkeit der Arbeiter daheim, unter Umständen Verelendung des ganzen Landes.«²⁾)

Trotz dem Klassengegensatz zwischen den Unternehmern und den Arbeitern bestehen also starke gemeinsame Interessen beider Klassen. Haben doch beide ökonomische Funktionen im selben nationalen Körper.³⁾) Beide müssen daher wünschen und dafür sorgen, daß die Produktion des eigenen Landes gedeiht, sich erweitert und intensiviert, beide müssen die Vorbedingungen zum Gedeihen der heimischen Volkswirtschaft sicherstellen, so daß sie von keiner fremden Macht unterbunden oder verkümmert werden kann. Das Vorhandensein der Profitinteressen der Unternehmer besagt daher nicht, daß deren Vaterlandsliebe nicht vorhanden oder nur Schein ist, so wenig wie das Bestreben des Arbeiters seine Arbeitskraft so hoch wie möglich zu verkaufen und so dem Unternehmer entgegenzutreten, irgendetwas an seinem Nationalbewußtsein zu ändern braucht. Freilich kommt das Gemeinschaftsinteresse beider Klassen im Frieden selten zu wirklichem Ausdruck. Erst die Not des Krieges zeigt, daß in unserer Gesellschaft beide ökonomische Kategorien auf einander angewiesen sind, und daß ihnen gemeinsam die Sicherung unserer Volkswirtschaft obliegt. Die unumgänglichen Voraussetzungen dieser Sicherung, an denen also beide Teile mitzuwirken haben, sind: ungehinderte Rohstoffbeschaffung und damit im Zusammenhang stehend Kolonialwirtschaft, Freiheit der Welthandelsstraßen, Schutz unserer internationalen Verkehrsbeziehungen durch eine starke Wehrmacht; im Innern freiheitliche Verfassung zur Mitwirkung aller Staatsbürger am Gemeinwohl in Reich, Staat und Gemeinde. Das Ziel dieser Strebung ist die Entfaltung der Produktivkräfte.

Die größeren Aufgaben, die der Nation durch die Weiterentwicklung gestellt werden, weisen dann auf eine Erweiterung des ursprünglichen Rahmens hin. Eine kleine Volksgemeinschaft kann ihre Wirtschaft und damit ihre Kultur nur im Zusammenschluß mit anderen, bei dem freilich die eigene Art eines jeden Teils gewahrt bleiben muß, wirklich zur Entfaltung bringen.⁴⁾) Für kleinere Nationen, wie etwa die Esten oder die Litauer, fehlen alle wirtschaftlichen Vorbedingungen eines eigenstaatlichen Lebens, das ihnen selber am allerschlechtesten bekommen würde, weshalb sie es auch nie erstreben, vielmehr innerhalb größerer Volksgemeinschaften zu wirken trachten. Aber selbst die größeren Völker sehen sich schließlich dazu veranlaßt homogene Wirtschaftskomplexe zu schaffen, um ihrer Eigenversorgung sicher zu sein. So entstehen die wirtschaftlichen Imperien, mögen sie nun wie Rußland aus einem einzigen riesigen Staatswesen bestehen, oder wie das britische Weltreich aus einem System von Dominien und Kolonien, die sich um das Mutterland gruppieren, oder wie Amerika aus einem gewaltigen Staat, der einen ganzen Erdteil zwar nicht politisch, wohl aber ökonomisch zu umfassen strebt, oder wie das werdende neue Ostasien aus einer Vielheit mit starken Gemeinsamkeiten, gleichviel wem da die Führung später anheimfallen sollte.

²⁾ Siehe Die Bestrebungen für eine wirtschaftliche Annäherung Deutschlands und Österreich-Ungarns /Berlin 1916/, pag. 4.

³⁾ Siehe Legien Die Gewerkschaften als Organe des nationalen Wirtschaftslebens und Leipart Die gemeinsamen Interessen der Arbeiter und der Industrie, in den Sozialistischen Monatsheften, 1915, 1. Band, pag. 165 ff. und 342 ff.

⁴⁾ Siehe darüber auch Kampffmeyer Das Nationalitätsprinzip und das Recht der Entwicklung, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, pag. 361 ff.

Und auch für Kontinentaleuropa mehrten sich die Stimmen, die eine wirtschaftliche Annäherung derjenigen Staaten befürworten, deren Interessen die gleichen oder mit einander ausgleichbar sind. In der Tat, will Europa nicht in absehbarer Zeit in die zweite Reihe rücken, so muß es durch einen wirtschaftlichen Zusammenschluß der Kontinentalmächte, mit Einschluß Vorderasiens und eines Kolonialreichs in Afrika, sich die Bedingungen einer selbständigen, von jedem Gewaltstreben eines andern Weltreichs unabhängigen Wirtschaft schaffen, wie dies in den Sozialistischen Monatsheften in einer Reihe von Artikeln betont und ausgeführt worden ist. Oder, wie es in einer kürzlich veröffentlichten Studie über dieses Problem heißt:

»Die historische Entwicklung hat Dimensionen angenommen, an deren Maßstab jede Großmacht im bisherigen Sinn klein und jeder innereuropäische Konflikt nebensächlich erscheint. Deshalb liegt es nicht nur im Interesse der kleineren Staaten sondern auch der bisherigen europäischen Großmächte sich nach außen hin zu einer Weltmacht zusammenzuschließen, und sie müssen ihre inneren Konflikte gegenüber den gemeinsamen Aufgaben zurückstellen. . . Die Staaten und Nationen Europas sollen keineswegs in einander aufgehen. Sie müssen auch die Möglichkeit behalten ihre Interessengegensätze auszutragen, aber zu einer Zeit und mit Mitteln, die sie nicht den übrigen Weltmächten gegenüber aufs neue schwächen. . . Das Wirtschaftsleben der europäischen Staaten muß organischen Zusammenhang haben.«⁵⁾

Es soll hier nicht untersucht werden, ob die Möglichkeit eines solchen Gebildes schon für die nächste Zeit nach dem Krieg gegeben ist. Die Erfahrungen dieses Krieges, und namentlich die Rolle, die England in ihm gespielt hat, werden vielleicht nach dieser Richtung wirken. Wie man aber auch im einzelnen darüber denken mag: Daß unsere wirtschaftliche Entwicklung die Tendenz zur Konzentration des Zusammengehörigen zeigt, kann mit einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit behauptet werden. Und so dürfte auch die Internationalisierung der Wirtschaft, von der die Sozialdemokratie vor dem Krieg geträumt hat, sich in der Form der Bildung solcher ökonomischen Imperien vollziehen. Alle Wirtschaftsformationen großen Stils haben stets danach gestrebt sich selbst zu genügen: natürlich nicht absolut, aber doch bis zu einem Grad, daß ihre Existenz gegen Eingriffe von außen sichergestellt bleibt. Unsere industriellen Riesenunternehmen liefern uns da lehrreiche Vorbilder: Krupp bezieht Eisen und Kohle aus eigenen Gruben, befördert sie vorwiegend durch eigene Transportmittel, verarbeitet sie dann in eigenen Werken. So drängt auch die nationale Volkswirtschaft zum ökonomischen Imperialismus, der im wesentlichen auf sich selbst gestellt und gerade darum auch auf dem Weltmarkt mächtig ist. Solcher Entwicklung sich entgegenzustemmen stünde gerade uns Sozialisten schlecht an, die wir die Förderung der Produktivität auf unsere Fahne geschrieben haben.

Es sollte eigentlich kein Streit mehr darüber herrschen, daß diese Gemeinschaftsaufgaben, unbeschadet aller Partei- und Klassengegensätze, nur durch ein Zusammenwirken der verschiedenen Volksklassen gelöst werden können. Die Anfänge dieser Erkenntnis sind jedenfalls längst gegeben. Das Symbol solcher Entwicklung ist die Tarifgemeinschaft. Diese verkörpert in gleicher Weise das Ergebnis des Klassenkampfes, der die Bedingungen für beide Teile festgelegt hat, wie das Bestreben beider Klassen den gemeinsamen Produktionszweig zu stärken, seine Qualität zu verbessern. Sie zeigt somit, daß für denjenigen, der den Kampf nicht um des Kampfes willen sondern um

⁵⁾ Siehe Redlich Das europäische Problem /Stuttgart 1916/, pag. 49 f.

bestimmte Ziele führt, die Zusammenarbeit keine Verwässerung des Klassenbewußtseins bedeutet. Oder hat etwa die Arbeiterklasse Schaden an ihrer Seele erlitten, weil ihre Vertreter gemeinsam mit denen der Unternehmer sich an einen Tisch setzten, um die Arbeitsbedingungen wie auch die Tarife festzusetzen, um in Schieds- oder Gewerbergerichteten Streitigkeiten aus dem gewerblichen Verhältnis zu schlichten, um in den Berufsgenossenschaften die Gesundheit der Arbeiter schützen zu helfen, um in den Arbeiterversicherungskörperschaften den Arbeitern ihr Recht werden zu lassen? Hat es irgend-einen Nachteil mit sich gebracht, daß unsere parlamentarischen Vertreter in Reich, Staat und Gemeinde tagtäglich mit Mitgliedern anderer Parteien gemeinsam beraten, daß sie in Ausschüssen für Kriegsinvalidenfürsorge, für Lebensmittelbeschaffung sich zusammen mühen, daß sie mit den christlichen Gewerkschaften, mit Angehörigen anderer Bevölkerungsschichten, auch gar mit Ministern außer Diensten gemeinsame Eingaben zum Schutz der Heimarbeiter oder anderer Benachteiligten der Gesellschaft an die gesetzgebenden Körperschaften richteten? Würde es nicht Zeugnis ablegen für den Mangel an Zutrauen in die Zuverlässigkeit der Arbeitervertretung, wollte man sie abhalten an solchen Veranstaltungen teilzunehmen, aus Furcht sie könnten dabei ihre politische Tugend einbüßen? Solche Fragen stellen heißt sie beantworten.

Der kommende Frieden wird unser Volk wie alle Völker vor gewaltige Aufgaben stellen. Die unermeßlichen Schädigungen, die der Weltkrieg unserm Volkskörper und unserer Wirtschaft gebracht hat, können nur durch eine ebenso gewaltige Steigerung unserer Leistungen, die wiederum eine wahre Menschenökonomie bedingt, ausgeglichen werden. Nicht nur um eine bessere Distribution des Produzierten wird es sich dabei handeln sondern um Erhöhung der Produktion selbst, also nicht nur um Klassenkampf sondern auch um Klassenkooperation. Der Gewerkschaftsbewegung der Arbeiterklasse werden dabei die größten Aufgaben zufallen, sie wird sich als nationale Triebkraft erweisen. Wir wollen hoffen, daß weder ein verblendetes Scharfmachertum von rechts noch eine fanatische Intransigenz von links ihr die Erfüllung ihrer Funktion erschweren wird.

XX
WALT WHITMAN · DIE SCHLÄFER · ÜBERTRAGEN VON MAX HAYEK



CH wandre allnächtlich in meiner Vision,
 Leichtfüßig, schnell und geräuschlos schreitend und innehaltend,
 Offnen Auges über der Schläfer offne Augen mich neigend,
 Wandere, verwirrt, mir selbst verloren, schlecht beisammen, Widerstreit in mir,

Verweilend, schauend, mich neigend und innehaltend.

Wie feierlich sie aussehen, gestreckt und still,
 Wie ruhig sie atmen, die kleinen Kinder in ihren Wiegen!

Die jämmerlichen Züge der Ennuyés, die bleichen Züge der Leichen, die fahlen Gesichter der Säufer, die krank-grauen Gesichter der Onanisten,

Die klaffenden Leiber auf Schlachtfeldern, die Geisteskranken in ihren starktürigen Zimmern, die heiligen Narren, die Neugeborenen, aus Toren hervorgehend, und die Sterbenden aus Toren hervorgehend,
Die Nacht durchdringt und umhüllt sie.

Das Ehepaar schläft ruhig in seinem Bett, er mit der flachen Hand auf seines Weibes Hüfte, und sie mit der flachen Hand auf ihres Mannes Hüfte,

Die Schwestern schlafen liebend Seit' an Seite in ihrem Bett,
Die Männer schlafen liebend Seit' an Seite in dem ihren,
Und die Mutter schläft mit dem sorglich eingewickelten Säugling.

Der Blinde schläft, der Taube und der Stumme schlafen,
Der Gefangene schläft gut im Gefängnis, der entlaufene Sohn schläft,
Der Mörder, der am nächsten Tag gehängt wird, wie schläft er?
Und der ermordete Mensch, wie schläft der?

Die unglücklich Liebende schläft
Und der unglücklich Liebende schläft,
Des Börseaners Haupt, das den ganzen Tag spekulierte, schläft,
Und die rasenden und verräterischen Neigungen, sie alle, alle schlafen.

Tränenden Auges steh' ich im Dunkel beim Schwerstleidenden und Ruhe-
losesten,
Sanft führe ich meine Hand wenige Zoll von ihnen hin und her:
Die Ruhelosen sinken in ihre Betten, schweratmend schlafen sie ein.

Nun durchdring' ich die Finsternis, neue Wesen erscheinen,
Die Erde entweicht mir in die Nacht,
Ich sah, daß sie schön war, und ich sehe, daß, was nicht die Erde ist,
schön ist.

Ich gehe von Betrand zu Betrand, ich schlafe dicht bei jedem andern
Schläfer,
Ich träume in meinem Traum alle Träume der anderen Träumer,
Und ich werde die anderen Träumer.

Ich bin ein Tanz: spielt doch auf! Der Klang dreht mich in schnellem
Wirbel.

Ich bin der Ewiglachende: Es ist Neumond und Zwielight,
Ich sehe die heimlichen Süßen, ich sehe flinke Geister, welchen Weg ich
auch schaue,

Immer neu verborgen tief im Grund und Meer und wo nicht Grund noch
Meer ist.

Gut vollbringen sie ihre Geschäfte, diese göttlichen Gesellen,
Nur vor mir können sie nichts verbergen und würden es nicht, wenn sie
auch könnten,

Ich vermute, ich bin ihr Meister, und sie machen mich überdies zum
Liebling

Und umgeben mich und führen mich und eilen voraus, wenn ich wandre,
Ihre wunderlichen Gewänder emporwerfend, um so, mit ausgestreckten Ar-
men mir zu deuten und den Weg fortzusetzen;

Vorwärts bewegen wir uns, ein fröhlicher Gang schwarzer Garde, mit hellaufjauchzender Musik und wildflatternden Wimpeln der Freude.

Ich bin der Schauspieler, die Schauspielerin, der Wähler, der Politiker, Der Auswanderer und der Verbannte, der Verbrecher, der in der Zelle saß, Der, der berühmt gewesen ist, und der, der morgen berühmt sein wird, Der Stotterer, der wohlgeformte Mensch, der verwüstete oder schwache Mensch.

Ich bin sie, die sich schmückte und ihr Haar voll Zuversicht in Strähnen legte,

Mein schweifender Liebster ist gekommen, und es ist finster.

Verdopple dich und empfang mich, Finsternis,

Empfange mich und meinen Liebsten dazu, er will mich nicht ohne sich lassen,

Ich wälze mich auf dir wie auf einem Bett, ich gebe mich dem Dunkel hin.

Er, dem ich rufe, antwortet mir und nimmt meines Liebsten Platz ein,

Schweigend erhebt er sich mit mir vom Bett.

Meine Hände sind vorgebreitet, nach allen Seiten reiche ich sie,

Ich wollte die schattige Küste durchforschen, zu der du wanderst.

Sei achtsam, Finsternis! Was war das schon, das mich berührte?

Ich dachte, mein Liebster sei fort, wenn denn Finsternis und er eines sind,

Ich höre den Herzschlag, ich folge, ich schwinde dahin.



EN westlichen Weg schreit' ich herab, meine Sehnen sind schlaff, Wohlgeruch und Jugend nehmen den Weg durch mich und ich bin ihre Spur.

Mein Antlitz ist gelb und runzlig für das des alten Weibes, Tief sitz' ich im strohbödigen Stuhl, und sorgsam stopf' ich meines Enkels Strümpfe.

Auch bin ich die schlaflose Witwe, die in die Wintermitternacht hinaus-schaut,

Ich sehe des Sternenscheins Funkeln auf der eisbedeckten und bleichen Erde.

Ein Grabtuch seh' ich, und ich bin das Grabtuch, einen Leib hüll' ich ein und liege im Sarg,

Finster ist's hier unter der Erde, doch Übel ist nicht hier noch Schmerz, leer ist's hier, aus Gründen.

⟨Es scheint mir, daß jegliches Ding in Licht und Luft glücklich sein sollte, Wer immer noch nicht in seinem Sarg und im finstern Grab ist: laßt ihn wissen, daß er genug habel⟩



CH sehe einen schönen, gigantischen Schwimmer nackt des Meeres Wirbel durchschwimmen,

Sein braunes Haar liegt dicht und flach auf seinem Haupt, mit mut-vollen Armen greift er aus, seine Beine drängen nach,

Ich sehe seinen weißen Körper, ich sehe seine kühnen Augen,

Ich hasse die raschkreiselnden Wirbel, die ihn vornüber an den Felsen zerschellen wollen.

Was wollt ihr tun, ihr mörderischen, rotdurchtropften Wellen?
Wollt ihr den mutvollen Giganten töten? Wollt ihr ihn töten in der Blüte
seiner Mannesjahre?

Standhaft und lange kämpft er,
Doch umsonst, er ist umhergeworfen, zerschlagen, aber er hält aus mit
seiner letzten Kraft, hält aus,
Die schlappenden Wirbel sind von seinem Blut besprenkelt, sie tragen ihn
hinweg, sie rollen ihn, schwingen ihn, wenden ihn,
Sein schöner Körper wird von den kreiselnden Wirbeln zerrissen, immer
neu wird er an Felsen zerschellt.
Schnell ist der tapfere Körper außer Sicht getragen.



CH wende mich ab, doch lös' ich mich nicht los,
Verwirrt, ein Kapitel, das ich las; nun ein anderes, aber noch in
Finsternis.

Der Strand ist vom scharfen Eiswind durchschnitten, die Strand-
geschütze schallen,
Der Sturm beruhigt sich, der Mond kommt taumelnd durchs Gestöber.

Ich schaue, wo das Schiff kopflings dem Ende zutreibt, ich höre den Krach,
wie es strandet, ich höre das Heulen des Schreckens, schwächer und
schwächer wird es.

Ich kann nicht helfen mit meinen gerungenen Händen,
Ich kann nur zur Brandung stürzen und sie mich überfluten und erstarren
machen.

Ich durchsuche mit der Menge: Nicht einer der Gefährten wurde uns
lebend zugespült,
Und am Morgen helfe ich die Toten auflesen und reihenweise in einen
Schuppen legen.



UN von den älteren Kriegstagen, der Niederlage bei Brooklyn.
Washington steht innerhalb der Linien, er steht auf den ver-
schanzten Hügeln inmitten eines Gewimmels von Offizieren.
Sein Antlitz ist kalt und feucht, er kann den Tränen keinen
Einhalt tun,

Fortwährend hebt er das Glas an seine Augen, die Farbe seiner Wangen
ist gebleicht,
Er sieht das Abschlachten der Braven aus dem Süden, die ihm von den
Eltern anvertraut wurden.

Der selbe endlich und zuletzt, als der Friede erklärt ist:
Er steht im Raum der alten Taverne, die vielgeliebten Soldaten gehen alle
hindurch,
Die Offiziere, wortlos und langsam, kommen nach der Reihe nahe heran,
Der Alte umschließt ihre Nacken mit seinen Armen und küßt sie auf die
Wangen,
Sanft küßt er die feuchten Wangen, eine nach der andern, er schüttelt die
Hände und sagt der Armee Lebewohl.



UN, was meine Mutter mir erzählte, als wir einst beim Mittagstisch zusammen saßen,
Aus der Zeit, da sie ein nahezu erwachsenes Mädchen war, das daheim bei seinen Eltern auf der alten Heimstatt lebte.

Ein rotes Weib kam um die Frühstückszeit einmal zur alten Heimstatt.
Auf seinem Rücken trug es ein Bündel Binsen zum Binsenpolstern der Stühle.

Sein gerade herabfallendes, glänzendes, wildgewachsenes, schwarzes, überreiches Haar verhüllte halb des Weibes Antlitz.

Sein Schritt war frei und elastisch, und seine Stimme klang köstlich, wenn es sprach,

Meine Mutter sah mit Entzücken und höchstem Erstaunen auf die Fremde.
Sie sah auf die Frische ihres prächtiggetragenen Antlitzes und auf ihre vollen und geschmeidigen Glieder,
Und je länger sie sie ansah, desto mehr liebte sie die Fremde.
Nie zuvor hatte sie eine so wundervolle Schönheit und Reinheit gesehen.

Sie ließ sie auf eine Bank am Gewände des Herdes sich niedersetzen, sie kochte ihr Speise,
Sie hatte keine Arbeit, um sie ihr zu geben, aber sie gab ihr ein Erinnerungszeichen und Zärtlichkeit.

Das rote Weib blieb den ganzen Vormittag. Erst gegen die Mitte des Nachmittags ging es hinweg.
O meine Mutter kränkte sich sehr, daß sie es hatte hinweggehen lassen.
Die ganze Woche dachte sie sein, einen Monat lang harrete sie sein,
Manch einen Winter und manch einen Sommer erinnerte sie sich sein —
Aber das rote Weib kam niemals wieder, noch hörte man etwas von ihm.



ON des Sommers Santheit ein Bild, ein Berühren von etwas Unsichtbarem, eine Liebe des Lichts und der Luft.
Eifersüchtig bin ich und von Freundschaft überwältigt,
Und ich will dem Licht und der Luft den Hof machen.

O Liebe und Sommer, ihr seid in den Träumen und in mir,
Herbst und Winter sind in den Träumen, der Farmer gedeiht mit seiner Wirtschaft,

Die Herden und die Frucht am Halme mehren sich, die Scheunen sind wohlgefüllt.

Elemente verschmelzen mit der Nacht, Schiffe tun Fahrten in den Träumen,
Der Seemann segelt, der Verbannte kehrt heim,

Der Flüchtling kehrt ungekränkt zurück, der Einwanderer ist um Monate und Jahre zurück,

Der arme Ire lebt im einfachen Haus seiner Kindheit mit den wohlbekanntesten Nachbarn und Gesichtern,

Sie heißen ihn warm willkommen, er ist wieder barfußig, er vergißt und ist wohlauf,

Der Holländer reist heim und der Schotte und der Walliser reisen heim und der am Binnenland Geborne reist heim,

In jedem Hafen Englands, Frankreichs, Spaniens laufen die wohlgefüllten
 Schiffe ein,
 Der Schweizer betritt seine Berge, der Preuße geht seinen Weg, der Ungar
 den seinen, der Pole den seinen,
 Der Schwede kehrt zurück und der Däne und der Norweger.
 Der Heimreisende und der Ausreisende,
 Der schöne, verlorene Schwimmer, der Ennuyé, der Onanist, die unglück-
 lich Liebende, der Börseaner,
 Der Schauspieler und die Schauspielerin, jene, die ihre Rollen durch sind,
 und jene, die zu beginnen warten,
 Der verliebte Knabe, der Gatte, die Gattin, der Wähler, der gewählte und
 der durchgefallene Kandidat,
 Der Große, der schon bekannt ist, und der Große, der es morgen sein wird,
 Der Stotterer, der Kranke, der Vollkommen-Geformte, der Häusliche,
 Der Verbrecher, der im Verschlag stand, der Richter, der saß und ihn ver-
 urteilte, die redeschnellen Anwälte, die Geschworenen, die Zuhörer-
 schaft,
 Der Lacher und Weiner, der Tänzer, die mitternächtliche Witwe, das rote
 Weib,
 Der Schwindsüchtige, der mit Rotlauf Behaftete, der Idiot, er, der un-
 recht hat,
 Die Antipoden, und jeder zwischen diesen und ihnen in der Finsternis:
 Ich schwöre, sie sind nun einander gleich; nicht einer ist besser als der
 andere;
 Nacht und Schlaf haben sie einander gleich gemacht und geheilt.

Ich schwöre, sie alle sind schön,
 Jeder, der schläft, ist schön, jedes Ding im Dunkel ist schön,
 Das Wildeste und Blutigste ist vorüber, und alles ist Frieden.

Frieden ist immer schön,
 Der Mythos des Himmels weist Frieden und Nacht.

Der Mythos des Himmels weist die Seele,
 Die Seele ist immer schön, sie erscheint mehr oder sie erscheint weniger,
 sie kommt oder bleibt zurück,
 Sie kommt aus ihrem verborgenen Garten und sieht sich heiter an und
 umschließt die Welt,
 Vollkommen und keusch das Geschlecht zuvor abwerfend und vollkommen
 und keusch den Schoß in Einstimmung bringend.
 Das Haupt wohlgewachsen ebenmäßig und lotrecht und die Eingeweide und
 Gelenke ebenmäßig und lotrecht.

Die Seele ist immer schön,
 Das Weltall ist durchaus in Ordnung, jedes Ding an seinem Platz,
 Was erschaffen wurde, ist an seinem Platz, und was wartet, wird an seinem
 Platz sein.
 Die durchflochtene Hirnschale wartet, das wasserreiche oder verdorbene
 Blut wartet,

Das Kind des Schlemmers oder Syphilitikers wartet lange, und das Kind des Säufers wartet lange, und der Säufer selbst wartet lange,
 Die Schläfer, die lebten und starben, warten lange, die Weitvorderen schreiten in ihren Reihen vor und die Weithintengebliebenen schreiten vor, bis die Reihe an ihnen ist.
 Die Verschiedenartigen werden nicht weniger verschiedenartig sein, aber sie werden ineinanderfließen und sich vereinigen: sie vereinigen sich nun.



IE Schläfer sind sehr schön, wie sie entkleidet daliegen,
 Hand in Hand gleiten sie sanft über die ganze Erde von Ost nach West, wie sie entkleidet daliegen,
 Der Asiate und Afrikaner sind Hand in Hand, der Europäer und Amerikaner sind Hand in Hand,
 Gelehrte und Ungelehrte sind Hand in Hand, und Männer und Frauen sind Hand in Hand.
 Der nackte Arm des Mädchens quert die nackte Brust des Geliebten, sie pressen ohne Begier sich dicht aneinander, seine Lippen ruhen fest auf des Mädchens Nacken,
 Der Vater hält seinen erwachsenen oder unerwachsenen Sohn mit unermesslicher Liebe in seinen Armen,
 Das weiße Haar der Mutter leuchtet auf des Mädchens weißem Handgelenk,
 Der Atem des Knaben haucht mit dem Atem des Mannes, Freund mit Freund sind Arm in Arm,
 Der Schüler küßt den Lehrer und der Lehrer küßt den Schüler, der Unredliche ist rechtschaffen gemacht,
 Der Ruf des Sklaven ist eines mit des Herren Ruf, und der Meister grüßt den Sklaven,
 Der Verbrecher tritt aus seinem Gefängnis hervor, der Wahnsinnige wird gesund, das Leiden der kranken Menschen gelindert,
 Schweiß und Fieber hören auf, die Kehle, die ungesund war, wird gesund, die Lungen des Schwindsüchtigen erholen sich, der arme gequälte Kopf wird frei,
 Die Gelenke des Rheumatikers bewegen sich so glatt wie früher, und glatter noch,
 Luftweg und Leib sind offen, der Paralytiker wird gliederleicht,
 Der Geschwulstbehaftete, der Krampfbefallene und der am Blutandrang leidet erwachen gutgestimmt,
 Sie erfahren die Kräftigung der Nacht und die Chemie der Nacht und erwachen.

Auch ich komm' aus der Nacht,
 Eine Weile bleib' ich fern, o Nacht, aber ich kehre wieder zu dir zurück und liebe dich.

Warum sollte ich fürchten mich dir anzuvertrauen?
 Ich fürchte mich nicht, gut ward ich durch dich vorwärtsgebracht,
 Ich liebe den reichen, raschen Tag, aber ich werde ihr nicht abtrünnig, in der ich so lange lag,

Ich weiß nicht, wie ich aus dir kam, und ich weiß nicht, wohin ich mit dir
gehe, aber ich weiß, ich kam gut und werde gut gehen.

Ich will nur eine Zeit mit der Nacht ruhen und mich beizeiten erheben,
Ich will den Tag geziemend durchleben, o meine Mutter, und geziemend
zu dir zurückkehren.

XX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Gewerkschaftsbewegung/Paul Kampffmeyer

Internationale In den Sozialistischen Monatsheften ist schon wiederholt darauf hingewiesen worden, daß in dem Weltkrieg nicht die Internationale, wohl aber die utopistische Illusion einiger überhitzter Köpfe von der Macht und Bedeutung dieser internationalen Organisation zusammengebrochen ist. Es ist sehr bezeichnend, daß man sich jetzt mehr und mehr auf die wirklichen Machtfundamente der gewerkschaftlichen Internationale, die als Organisation ja erst in den ersten Anfängen steckte, besinnt. Im Organ des Romanischen Typographenbundes, im Guttenberg, ist die Frage des Zusammenbruchs der gewerkschaftlichen Internationale sehr realistisch erörtert worden (siehe die Gewerkschaftliche Rundschau für die Schweiz vom Februar 1916). Mit Recht wird in dieser Erörterung betont, daß diese Organisation ja noch »eine geringe Kraft« war. »Man weiß, daß die internationale Bewegung der Arbeiter erst seit einigen Jahren datiert. Wohl hatten einige Arbeiterverbände, wie die Metall- und Holzarbeiter, Steinhauer, Buchbinder, Lithographen, Typographen usw., internationale Sekretariate errichtet, deren Aufgabe jedoch nur darin bestand Statistiken aufzustellen, bei den Lohnbewegungen kleine Scherlein beizutragen und da und dort etwas einzugreifen. Zu diesem Berufssekretariat kam im Jahr 1913 ein internationales Gewerkschaftssekretariat mit Sitz in Berlin. Diesem Sekretariat war es nur während 6 Monaten vergönnt seine Tätigkeit, die jedoch die irgendeines andern Sekretariats nicht übertraf, zu üben. Wenn sich die gewerkschaftliche Bewegung nicht früher organisieren konnte, so sind es tiefere Ursachen, und gewisse Arbeitergruppen sind verantwortlich für die Verzögerung der Verwirklichung der gewerkschaftlichen Internationale. <Man

hat 2 Gruppen zu unterscheiden, die sich bei Gelegenheit zwar ergänzen: sozialistische Internationale, politische Institution; gewerkschaftliche Internationale, ökonomische Institution.> Wenn man den deutschen Gewerkschaften sowohl als den deutschen Sozialisten vorwirft im Angesicht des Krieges ihre Gesinnung zu schnell geändert zu haben, so muß man einige Gründe kennen, die sie in dieses Geleise gebracht haben, Gründe, deren Urheber wir, Welsche und Angelsächsische, indirekt sind. Wir Welsche haben uns zu fest um die Formeln gestritten. Unsere schönste Zeit haben wir verloren mit Kultivieren von stumpfsinnigen Blüten der Rhetorik, anstatt uns mit wirklich ökonomischen und praktischen internationalen Fragen zu beschäftigen. Um den einfüchtigsten Individualismus zu schützen, haben wir vernachlässigt Millionen von Menschen der großen Schlächtereier zu entziehen. Wir waren kleinliche Gewerkschafter, aber nicht im geringsten Internationalisten. Die Engländer waren bewundernswert organisiert und konnten ruhig mit den deutschen Gewerkschaften den Vergleich aushalten, da und dort der gleiche praktische Geist. Nur waren die Engländer zu national, sie profitierten zu sehr von ihrer geographischen Lage. <Man wird sich erinnern, daß sich unsere englischen Kollegen stets geweigert haben unserm internationalen Sekretariat beizutreten.> Dieser Egoismus der einen, diese Nachlässigkeit der anderen haben beigetragen, daß sich bei den deutschen Gewerkschaften, die allein internationalen Geist hatten, eine Kultur bilden konnte, die sie als Hauptzeuge der Menschheit [?] glaubten. Die Verantwortlichkeit beim Zusammenbruch der Internationale ist also nicht so groß als es den Anschein hat. Jeder klarsehende Gewerkschafter wird jedem etwas zuschreiben: den welschen Gewerkschaften unnützes Geschwätz, den deutschen vielleicht zu viel Allmacht, den englischen zu viel Egoismus. Wenn

nun die gewerkschaftliche Internationale kurz vor dem Kriege nachgegeben hat, so denken wir nicht, daß sie nicht mehr sei. Sie wird im Gegenteil praktischere Wege suchen. Wir müssen deshalb unsere Irrtümer heute schon erkennen. Um die internationale Bewegung zu stärken, streben wir für eine Nationalisation der Gewerkschaften. Mit Anwendung auf uns, den Zusammenschluß mit dem Typographenbund.«

Der Verfasser dieser Kritik der Internationale ist auf dem rechten Weg. Fruchtbar kann eben nur die Kritik wirken, die sich über die bestehenden großen theoretischen und organisatorischen Differenzen in der gewerkschaftlichen Internationale völlig klar wird und diese Unterschiede durch eine wirklich tatkräftige Propaganda und Organisation aufzuheben oder wenigstens auszugleichen versucht.

X X
Partei und Gewerkschaft Die freien Gewerkschaften Deutschlands verurteilen in ihrer Fachpresse durchweg scharf die Abspaltung der 18 sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten von der Reichstagsfraktion. Das Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands vom 1. April 1916 unterbreitet das Tatsachenmaterial über die Fraktionsspaltung seinen Lesern und erklärt dann mit Nachdruck: »Nachdem der Parteiausschuß die Erklärung abgegeben hat, daß die Gründung einer zweiten sozialdemokratischen Reichstagsfraktion unvereinbar sei mit den Grundsätzen des Organisationsstatuts, das nur die eine sozialdemokratische Reichstagsfraktion kennt und anerkennt, ergibt sich für die Gewerkschaften die einfache Konsequenz, da sie nur mit der sozialdemokratischen Partei Deutschlands das Abkommen vom Jahre 1906 getroffen haben.«

Die Bäcker- und Konditorenzeitung nennt die Spaltung der Reichstagsfraktion »die zeitliche Folge der schlimmsten Ereignisse, die die deutsche Arbeiterbewegung gegenwärtig treffen konnte«, und sie kann in nur ganz geringem Maß die Hoffnung teilen, »daß diese Spaltung der Fraktion nicht eine weitere Spaltung der Partei zum Unheil der ganzen Arbeiterbewegung nach sich ziehen werde«.

Die Dachdeckerzeitung betont angesichts der Fraktionsspaltung, es gelte nunmehr so zu handeln, »daß die jetzt unvermeidlichen Folgen möglichst wenig der Arbeiterschaft schaden. Eine sehr

schlimme Folge wäre es, wenn die Spaltung nicht auf die Partei im Reichstag beschränkt bliebe, sondern auch die Gesamtheit der Arbeiterschaft erfaßte. . . Die Gewerkschaften sollen zum gemeinsamen Kampf um möglichst günstige Arbeitsbedingungen alle Arbeitsbrüder vereinigen, die die Notwendigkeit dieses Klassenkampfes erkannt haben. . . Soweit er [der gegenwärtige Streit der Reichstagsfraktion] sich auf die rein politischen Angelegenheiten bezieht, sollte der Streit überhaupt nicht in den Gewerkschaften ausgefochten werden. Wo er bei den Verhandlungen über die Gewerkschaftsfragen hervortritt, sollten die einzelnen Behauptungen ruhig und sachlich besprochen und dann der für alle maßgebende Beschluß gefaßt werden.« Die Gewerkschaft bemerkt: »Fast alle gewerkschaftlich organisierten Arbeiter werden mit uns der Überzeugung sein, daß von der Disziplinlosigkeit in der Fraktion bis zur Parteispaltung leider kein großer Schritt mehr ist.«

Der Steinarbeiter charakterisiert die Fraktionsspaltung als »einen schweren Schlag für die Sozialdemokratie« und knüpft dann folgende Mahnung für die Gewerkschaftsmitglieder an dieses Ereignis an: »Tun wir alles, um diesen unerquicklichen Streit aus den Gewerkschaften fernzuhalten. Wir könnten nicht zulassen, daß versucht wird etwa die Differenzen innerhalb des Verbandes mit austragen zu lassen. Die Aufgaben für die allgemeine Arbeiterbewegung sind nach dem Kriege ungemein groß. Anstatt einig und geschlossen handeln zu können, finden wir nun die größte Zerrüttung in den Parteiorganisationen vor. Es ist tief bedauerlich, daß es so weit kommen konnte.«

Die Lederarbeiterzeitung äußert sich so zur Fraktionsspaltung: »Wir glauben nicht daran, daß die Spaltung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion auf Deutschlands Kriegslage ungünstig zu wirken vermag, sollte jedoch das feindliche Ausland geneigt sein einen Parteistreit als einen Zwiespalt des Volkes auszulegen und daraus für sich günstige Schlüsse zu ziehen, so mag es allerdings an dem, was in der deutschen Sozialdemokratie jetzt vorgeht, seine helle Freude haben.«

Die Holzarbeiterzeitung meint zur Fraktionsspaltung, daß es zu wünschen gewesen wäre, »daß bei allen sozialdemokratischen Abgeordneten im Reichstag etwas von dem Geiste lebendig gewesen wäre, der den zu Weihnachten abgehal-

tenen französischen Parteikongreß be-seelte«. Das Blatt erinnert an die Reso-lution dieses Kongresses, die mit aller Kraft die Einheit der Aktion, die Ein-heit der Abstimmung von der sozialisti-schen Parlamentsfraktion in allen wich-tigen Fragen forderte und jede Sonder-aktion nicht nur als eine Schwächung der Einheit der Partei sondern auch als eine Schwächung des Werkes der na-tionalen Verteidigung brandmarkte. Der Töpfer schärfte seinen Lesern ange-sichts der Fraktionsspaltung die Not-wendigkeit der Einheitlichkeit der Ge-werkschaftsbewegung ein. »Ohne sie Zerfall, Rückschritt, wirtschaftliche Ohn-macht, verstärkte Ausbeutung der pro-letarischen Arbeitskraft, Verelendung der breiten Volksmasse. . .«

× Staatsarbeiter- In Preußen wurden
recht während des Krieges zahl-
reiche neue Arbeitskräfte

eingestellt, ohne daß sie, wie sonst üb-lich, hochnotpeinlich auf ihre Organi-sationsangehörigkeit hin befragt wurden. Ja, in Berlin und in Breslau sagte man Mitgliedern des Metallarbeiterverbands ausdrücklich zu, daß sie in den Eisen-bahndienst eintreten könnten, ohne daß sie zum Austritt aus ihrer Organisation gezwungen werden würden. Während des Krieges fügte aber der preußische Eisenbahnminister folgende Bestimmung in die Dienstordnung ein: »Vereinen oder Verbänden, die die Arbeitseinstel-lung als zulässiges Kampfmittel erachten oder unterstützen, darf er [der Eisen-bahnarbeiter] nicht angehören.«

Am 10. März brachte der Abgeordnete Leinert die Frage des Koalitionsrechts der Eisenbahner im Plenum des preußi-schen Abgeordnetenhauses zur Sprache. Hatte doch der Eisenbahnminister von Breitenbach zur Erläuterung seiner Dienstordnung in der Budgetkommission des preußischen Abgeordnetenhauses noch ausdrücklich erklärt: »Wenn die freien Gewerkschaften Anspruch darauf erheben, daß den Eisenbahnarbeitern die Mitgliedschaft bei ihnen erlaubt werde, so müßten sie satzungsmäßig auf das Streikrecht verzichten.« Im Plenum des Abgeordnetenhauses wiederholte der Eisenbahnminister nun seine Ausführun-gen und verlangte kategorisch einen Verzicht der gewerkschaftlich organi-sierten Arbeiter auf das Streikrecht. Der Arbeiter, der in ein ständiges Ar-beitsverhältnis zum Staat eintrete, müsse sich auf die preußische Dienstordnung verpflichten. Diese Dienstordnung schärfte aber, wie wir gesehen haben,

den Arbeitern ein, daß sie nicht Ver-einen oder Verbänden angehören dürfen, »die die Arbeitseinstellung als zulässiges Kampfmittel erachten oder unter-stützen«.

Diese Entscheidung des preußischen Eisenbahnministers bezeichnet das Kor-respondenzblatt der Generalkommission vom 25. März 1916 als »ein schweres Unrecht gegenüber den Eisenbahnern, die trotz ihres hohen Maßes von Pflicht-erfüllung in ihren Staatsbürgerrechten benachteiligt werden. Ein solches Ver-halten kann nicht dazu dienen die Staatsbetriebe von Konflikten schwerer Art freizuhalten sondern ist eher geeig-net entstehende Differenzen zu verschär-fen und die friedliche Ausgleichung zu erschweren. Die Gewerkschaften wer-den sich durch kein Verbot abhalten lassen die Arbeiter der staatlichen Ver-kehrsanstalten zu organisieren und deren Interessen auch gegenüber den Eisen-bahnverwaltungen mit allem Nachdruck zu vertreten. Vielleicht kommt auch für den staatlichen Eisenbahnbetrieb der Tag, wo die Verwaltung selber die Ge-werkschaften um ihre Vermittlung zur Beilegung von Differenzen anruft.«

× Kriegswirkun- In dem jüngst veröffent-
gen lichten Jahresbericht 1915

des Bezirks Groß Berlin des Transportarbeiterverbands werden die großen Umwälzungen an-schaulich geschildert, die der Weltkrieg in der Zusammensetzung der Arbeiter-schaft dieses Industriezweigs hervor-gerufen hat. Da heißt es unter anderm: »Zur Führung von Fahrstühlen, für den Schaffnerdienst bei den Straßenbahnen, für die Fahrkartenkontrolle und die sonstigen, beim Ein- und Ausfahren der Züge erforderlichen Hilfsarbeiten auf den Stadt- und Vorortbahnhöfen der Eisenbahnen, die sonst nur von Männern ausgeführt werden, kamen Frauen zur Anstellung. Ferner fanden Frauen in großer Zahl auf den Güterböden der Eisenbahnen wie auch bei Strecken-arbeiten Verwendung; für Müllabfuhr und im Kohlengroßhandel, wo an sich außergewöhnlich schwere körperliche Arbeiten zu leisten sind, wurden Frauen herangezogen. Selbst die zum Teil recht gefährvolle Arbeit des Fensterputzens ist zum großen Teil von Frauen ab-geführt worden.« Die Straßenbahn-betriebe Groß Berlins stellten allein 3750 Schaffnerinnen ein. Der Krieg be-schränkte sehr erheblich die agitato-rische Verbandstätigkeit. Die fort-gesetzten Einberufungen machten dem

Ausbau, ja vielfach sogar die bloße Aufrechterhaltung des Vertrauensmännersystems nicht mehr möglich. Damit schwand eine wichtige und unbedingte Voraussetzung einer erfolgreichen Agitation. Ungeübte, minderwertige Arbeitskräfte strömten in das Transportgewerbe ein. Alte, geübte Kollegen mußten zur Bewältigung der vorhandenen Arbeiten über Gebühr, unter Überanstrengung ihrer Kräfte, herangezogen werden. Viele Neueingestellte waren aus verschiedenen Gründen überdies nicht einmal »organisationsfähig«. Diese Momente erklären zur Genüge, daß die zur Gewinnung von neuen Mitgliedern veranstalteten Versammlungen und Betriebsbesprechungen nicht den gewünschten Besuch und Erfolg hatten. Namentlich blieben die weiblichen Arbeitskräfte der Kauf- und Warenhäuser den Verbandsversammlungen fern. Auch die weiblichen Kräfte der Industriearbeiterbranche der Transportarbeit brachten der gewerkschaftlichen Agitationsarbeit nicht das erforderliche Interesse entgegen.

× **Kurze Chronik** Am 18. Februar erkannte der Nationalliberale Dr. Röchling selbst im preussischen Abgeordnetenhaus die großen Leistungen der Gewerkschaften für die Familien der Kriegsteilnehmer offen an. Ebenfalls hob der Freisinnige Rosenow die Bedeutung der Gewerkschaften gebührend hervor und bezeichnete es als Unrecht, wenn man mit diesen Organisationen nicht verhandeln wolle. Diesem Abgeordneten gegenüber bemerkte aber der Freikonservative Vorster, daß »sehr weite Kreise der Industrie« diese »Ansichten über die Arbeiterorganisationen nicht teilen«. × Mitte März richtete die Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands gemeinsam mit dem Bureau für Sozialpolitik, mit der Gesellschaft für Soziale Reform, mit der Auskunftsstelle für Heimarbeitsreform, mit den Christlichen und den Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaftsverbänden sowie der Polnischen Berufsvereinigung eine Petition um Regelung der Heimarbeit an den Bundesrat. × Aus der Jahresabrechnung des Bergarbeiterverbands für 1915 wird die für die Lage des deutschen Bergbaus während des Krieges charakteristische Tatsache bekannt, daß dieser Verband trotz seinen großen Ausgaben für Kriegsunterstützung sein Vermögen um 286 907 Mark vermehren konnte. × Am 31. März feierte der

Deutsche Textilarbeiterverband das Jubiläum seines 25jährigen Bestehens. Am 1. April war Theodor Leipart ein Vierteljahrhundert als Leiter des Deutschen Holzarbeiterverbands tätig.

Geistige Bewegung / Herman Kranold

Religiöses Leben Es ist schwer jetzt schon mit einiger Sicherheit vorzusagen zu wollen, ob der

Krieg eine Vertiefung des religiösen Lebens hervorruft wird. Eine Reihe von Tatsachen scheint immerhin darauf hinzudeuten. Zu diesen Tatsachen ist freilich nicht die massenhafte Produktion wie die ebenso massenhafte Lektüre religiöser Kriegsliteratur zu rechnen. Denn unter den religiösen Schriften, die jetzt den Büchermarkt überfluten, sind die meisten entweder dogmatische Wiederholungen oft ausgesprochener Glaubensbekenntnisse, oder sie sind mit der ausgeprägten Tendenz geschaffen durch die Gewalt der Erlebnisse in Unruhe und Gewissensnot geratene Gemüter zu beruhigen. Auch an Zeugnissen naivster Selbstgerechtigkeit fehlt es darin nicht, wie sich verschiedene Autoren zum Beispiel berechtigt glauben Gott für eine der kämpfenden Parteien zu monopolisieren oder gar im buchstäblichen Sinn der Meinung sind, Gottes Hilfe müsse denen zugute kommen, die die stärksten Bataillone aufbringen können.

Aber es gibt andere Beobachtungen, die auf eine Erhöhung des religiösen Gefühls hoffen lassen. In erstaunlich hohem Maß machte sich während des ganzen Krieges wohl bei allen Völkern das Bedürfnis geltend den Kampf sittlich zu rechtfertigen. Niemand will sich damit zufriedengeben, wenn ihm gesagt wird, dieser Krieg sei nun einmal im Zwangslauf der Weltgeschichte unabwendbar gewesen; immer wieder fragen sich vielmehr die Kämpfer draußen und drinnen, wie dieser zunächst ziellose Krieg, der uns von außen kam, aus einem moralisch indifferenten Notwehrakt zu einer sittlich guten Tat werden könne. Kraftvolle literarische Veröffentlichungen legen Zeugnis dafür ab. Die der anderen Nationen werden sich nach dem Krieg besser übersehen und würdigen lassen. Diesmal sei nur von einigen deutschen Schriften die Rede.

In erster Linie nenne ich des wieder jung gewordenen Paul Natopf Schrift *Der Tag des Deutschen / Hagen, O. Rippel*/. Dies reifste und reichste Buch, das von deutscher Seite über die Bedeutung des Krieges für die Geistesbe-

wegung erschienen ist, handelt bezeichnenderweise in seinem auch als Sonderdruck veröffentlichten Hauptstück (Flugschriften des Dürerbundes /München, Callwey/) von der Gerechtigkeit unserer Sache. Von gleicher Tendenz ist die Schrift *Deutschum und Judentum* /Gießen, Töpelmann/, die den andern Marburger, das Haupt jener Philosophenschule, zum Verfasser hat. Hermann Cohen ist bewußt ein Jude: wie sehr, das zeigt deutlich, neben der hier in der Rundschau Geschichte (1911, 1. Band, pag. 147 f.) besprochenen tiefen Untersuchung Die Bedeutung des Judentums für den religiösen Fortschritt der Menschheit, seine kurz vor dem Krieg veröffentlichte Broschüre *Die religiösen Bewegungen der Gegenwart* /Leipzig, Fock/, die ganz von jüdischem Bewußtsein getragen ist. Er sucht nun darzustellen, wie das Judentum, weil seine Grundauffassung der ethischen Wertmaße mit der des Deutschtums übereinstimmt, mit zur Grundlage einer weitern Aufwärtsentwicklung der Menschheit werden könne. Dazu darf man freilich bei der Beurteilung des Wesens einer nationalen Fähigkeit nicht die geistigen Höchstleistungen nehmen, die aus der Nation hervorgingen, sondern man muß ihr wahres Leben selber und ihren Zukunftswillen begreifen. Diese Schrift Cohens hat von beiden Seiten, in den Preußischen Jahrbüchern wie in der Jüdischen Rundschau, eine kritische Abwehr erfahren. Es ist hier nicht der Ort diesen Streit materiell zu entscheiden: er gehört in ein anderes Gebiet. An dieser Stelle interessiert nur die Tatsache (soweit nämlich die Qualität seiner Philosophen überhaupt über die Art eines Volkes etwas auszusagen vermag), daß zwei Nachfolger Kants gerade durch die verwirrenden geistigen Erscheinungen des Krieges hindurch zu einer vertieften religiösen Auffassung der Geschehnisse zu gelangen suchen. Diesen beiden Autoren ist freilich sonst nichts an die Seite zu stellen. Unter denen, die heute vornehmlich über religiöse Dinge reden, erscheint Paul Eberhardt mit seiner Schrift *Der Wert des Christentums als Religion* /Gotha, Perthes/ deshalb interessant, weil sein religiöses Denken und Werten gerade von alledem ausgelöst ist, was an Bewußtseinerweiterung gegenüber unseren Vorfahren in uns steckt; Religion ist bei ihm vielleicht nicht etwas sehr Klares, aber etwas sehr Lebendiges, sehr Redliches, sehr Warmes. Eberhardt (dem es übrigens ganz an Reife mangelt) ist

dadurch typisch für die Haltung des religiös lebhaftesten Teils des deutschen Volkes.

Dieser Stand der Dinge sollte auch unseren Parteigenossen zu denken geben. Bisher haben sie sich in ihren Erörterungen mit den Fragen des religiösen Lebens wenig befaßt. Persönlich setzte sich jeder auf seine Art damit auseinander, literarisch aber beschäftigte sich mit dem Problem der soziologischen Bedeutung der Religiosität nur ein ganz enger Kreis von Sozialdemokraten (außer einigen Mitarbeitern der Sozialistischen Monatshefte nur noch einige Schweizer Pfarrer). Im übrigen tat man hie und da in kirchenfeindlichen Bewegungen mit, trieb wohl auch Kritik der Kirche, ließ jedoch die religiösen Probleme selbst völlig beiseite. Ein deutlicher Beleg dafür ist das dicke Buch des Pastors W. Ilgenstein, dem er den Titel *Die religiöse Gedankenwelt der Sozialdemokratie* gab /Berlin, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt/. Es beschäftigt sich fast ausschließlich mit dem Kampf der Sozialdemokratie gegen die Kirchen und gegen deren Übergriffe in das Reich der individuellen Freiheit. Von Religion ist in diesem Buch so gut wie gar nicht die Rede. Und so angreifbar der Autor in seinen geistigen Auffassungen auch ist, so ist objektiv eben doch dies eine daraus erkennbar: daß sich die religiösen Diskussionen in offiziellen Parteilagen in einer Stellungnahme zur Kirchenpolitik zu erschöpfen pflegen. Wo man an das Religiöse selber kam, ist zuweilen geradezu Erschreckendes produziert worden. Den geistigen Tiefpunkt in diesen Dingen hat wohl ein Artikel des *New Yorker Vorwärts* vom 27. November 1915 erreicht, der unter dem anmutigen Motto »Der Glaube ist ein giftiges Unkraut, welches nur im unbebauten und unfruchtbaren Felde der Unwissenheit und Urteilslosigkeit gedeihen kann« in »vernunftgemäßer Weise« die Bibel also kommentiert: »Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Am Anfang: Von Anfang kann überhaupt keine Rede sein, wenn man über das unendliche Weltall (also Himmel und Erde) spricht. . . Gott: Das Dasein eines persönlichen Gottes ist bisher weder philosophisch noch wissenschaftlich nachgewiesen. . . Das Licht Tag und die Finsternis Nacht zu nennen ist jedenfalls vollständig falsch! Wenn sich Gott der Mühe unterziehen wollte durch den Simplontunnel am Tage zu reisen oder einen Spaziergang am Abend

Unter den Linden in Berlin zu machen, so würde er wahrnehmen, daß der Mensch auch Finsternis für den Tag und Licht für die Nacht »geschaffen« hat. . . « Man fragt sich, worüber man mehr staunen soll: über die Frechheit, mit der hier die anderen Menschen heiligen Symbole in den Staub seichter **Aufgeklärtheit** gezogen werden, über die Unwissenheit und Albernheit des Verfassers oder über die alles Maß übersteigende geistige Duldsamkeit der genössischen Redaktion, die solches Zeug viele Spalten lang abdruckt.

Andrerseits beginnt man auf bürgerlicher Seite das religiöse Leben der Arbeiter nunmehr ernsthaft in neuer Weise zu untersuchen und anzuregen, wie der Nürnberger Hauptprediger Dr. Christian Geyer dies in seinem schlichten Vortrag (Religion und Arbeit /Ulm, Kerler/) versucht. Es wäre eine recht traurige Entwicklung, wenn sich eine Entfremdung der religiös empfindenden Arbeiter von der Partei anbahnen sollte. Mit alledem will ich natürlich nicht sagen, daß die Sozialdemokratie nun von Partei wegen im religiösen Sinn wirken sollte. Aber sie sollte nicht, wie bisher, auf dem Papier ihres Programms sondern auch in Wirklichkeit religiösem Leben der Arbeiter freie Bahn lassen, ja religiöse Interessen von Arbeitern zu pflegen suchen. Bisher hatte, wie es scheint, ein Daseinsrecht in der Partei nur ein gewisser kulturzoologisch gefärbter philosophischer Materialismus. Damit muß es nun zu Ende sein. Nicht nur der neueste Haeckel soll in der Parteipresse besprochen werden, sondern auch Werke wie Jathos menschlich so ergreifender Briefwechsel /Jena, Diederichs/ oder wie des Genossen und Pfarrers Hermann Kutter Kinderlehre Das Eselein /Zürich, Orell Füßli/ sollen angezeigt und dem Verständnis nähergebracht werden. In Jathos geistiger Persönlichkeit ebenso wie in dem Bild seines Glaubens bleibt freilich mancher Widerspruch. Er suchte die Evangelien so lange auszudeuten, bis sie sich in einen Sozialdarwinismus, wie er ihn rezipiert hatte, fügen wollten; ein Beginnen, das niemals zu genügenden Resultaten führen konnte. Aber das ist nicht das einzige und nicht das Wesentliche, was von ihm zu sagen ist. Es ist leicht einen Ringenden herabzusetzen, weil er nicht Sieger blieb. Viel schwieriger, aber auch sehr viel fruchtbarer ist es die menschlichen und religiösen Werte dieses Heldenlebens herauszuheben. Ist es wahr, daß es genug ist in großen Din-

gen gewollt zu haben, so gehört dieser Mann zu den wertvollen Gestalten unserer Zeit. In ihm keimten die Anlagen zu einer wirklichen Erneuerung der religiösen Erkenntnis, und aus seinem religiösen Erkennen floß ihm, der aus bürgerlichen Kreisen stammte und sich niemals von ihnen loslöste, auch ein seltenes Verständnis für die sittlichen Werte der Arbeiterbewegung.

Mit all diesem soll nicht etwas Abschließendes gesagt sein. Weder soll damit allzu bestimmten Erwartungen noch allzu festen Urteilen über den gegenwärtigen Zustand des religiösen Lebens in Deutschland und über seine zukünftige Entwicklung Ausdruck gegeben werden. Es sei hier nur eine Begründung der Forderung skizziert, daß die Sozialdemokratie sich nicht mehr so bequem negativ den religiösen Dingen gegenüber verhalte wie dies bisher geschah.

✕
Völkergeist Über den deutschen Geist sind jetzt so viele Schriften erschienen, und die meisten enthalten so willkürliche Konstruktionen, daß wir nachgerade jeder Neuerscheinung mit einem gewissen Bangen entgegensehen, das zum Glück nicht immer gerechtfertigt ist. Neuerdings glauben einige Autoren diesen Geist am besten an den Gestalten typischer Poeten aufzeigen zu können. Die Verkörperung Preußens ist nach Julius Bab (Preußen und der deutsche Geist) Heinrich von Kleist. »Denn freilich macht uns seine Welt, wie sie, von Goetheschem Begreifen und Fühlen geschwellt, doch in lebendigster Beziehung zu dem Preußen Friedrichs, Scharnhorsts und Bismarcks steht, sicher, daß der in Preußen offenbarte Wille zur staatlichen Organisation, zur schützenden Machtform ein natürliches und höchster Harmonisierung fähiges Verhältnis zur deutschen Kultur und zu höchstem Menschentum besitzt.« In Franz Grillparzer entdeckt Willi Handl (wohl nicht gerade als erster) den Repräsentanten Österreichs (Österreich und der deutsche Geist). Nicht das Land, wohl aber sein Poet wird in diesen Blättern sehr lebendig. Theodor Heuß dagegen macht den Schritt zur soziologischen Psychologie. In Schwaben und der deutsche Geist setzt er 4 Repräsentanten für die hervorragendsten Charakterzüge eines Stammes. Er schreibt: »Unter den Schildhaltern des erneuten Deutschland, für das der große Krieg den Boden schafft, stehen auch die geschichtlichen Mächte des geistigen

Schwabens: Schillers Wucht und weltverpflichtende Fassung des deutschen Wesens neben Hegels Lehre von der Würde des Staates, Pfizers tiefe Durchdringung der freiheitlichen mit den vaterländischen Gedanken, sein Sinn für die Macht und Lists gewaltiger bewogender Glaube von der Welteroberung des arbeitenden Deutschtums.« Die beiden anderen Bände bleiben im <guten> Einzelbild stecken, wie das Ganze dieser Serie (Die Teile der deutschen Einheit /Konstanz, Reuß & Itta/) aus lose an einander gereihten Gasperlen besteht. Einen anderen Weg schlägt Leopold Ziegler ein. Sein Buch Der deutsche Mensch /Berlin, S. Fischer/ sammelt Aufsätze aus der Kriegszeit, über-eilte und hypertrophische Stücke neben solchen, die sich halten lassen. Es wird der Versuch gemacht Deutschland dem Feind zu schildern, es wird die Rolle gezeichnet, die der Humor im Deutschtum spielt, es wird die gemeinschaftsknüpfende Kraft des Todes für das Vaterland analysiert. Und endlich finden sich auch programmatische Sätze wie dieser: »Alle Macht, so will er [der Normale, das heißt der Deutsche, wie er sein soll], sei hinfort eine Funktion des Wertes, nicht umgekehrt der Wert, die Geltung, eine Funktion der Macht.« Was freilich nicht nur für den Deutschen sondern für den Menschen überhaupt gilt.

Zum Verständnis Österreichs will Joseph August Lux führen. Zu diesem Zweck bringt er in dem Buch Der österreichische Bruder /Stuttgart, Neue Deutsche Verlagsanstalt/ allerlei Feuilletons, die zwar sehr verschieden gut gelungen sind, aber zum mindesten doch so viel Anschauung geben wie ein geistreich und wohlwollend plauderndes Reisebuch. Die Schlußkapitel sind wirklich zu empfehlen.

Der Verlag Orell Füssli in Zürich, der sich jetzt im Krieg durch mancherlei bemerkenswerte Schriften auszeichnet, will uns durch neutrale Autoren einen Einblick in das Wesen der an dem großen Völkerringen beteiligten Nationen geben. J. Matthieu behandelt die Kulturbedeutung Frankreichs, Theodor Vetter die Kulturbedeutung Englands. Beide Schriften geben Vorträge wieder, die vor der Züricher Freien Studentenschaft gehalten wurden. Die über Frankreich ist besser gelungen. Sie zeigt wesentlich die Seiten des französischen Seins auf und ist gefügt. Ob sie freilich in die letzte Tiefe dieser so klar und durchsichtig scheinenden

und doch seelisch so komplizierten Nation dringt, mag dahingestellt bleiben. In der Schrift über England wird allerlei Einzelnes erzählt, dabei aber das vielleicht Wichtigste im Bild dieses Volkes: die enge Verknüpfung seines religiösen und ethischen Lebens mit seiner Politik, ganz verkannt. Weitere Studien dieser Art sollen folgen. Man wird namentlich der über Rußland mit Interesse entgegensehen.

Die Schweiz als Versöhnerin und Vermittlerin zwischen Frankreich und Deutschland /Zürich, Verlag der Stimmen im Sturm/ ist der Gegenstand, den Eduard Blocher behandelt. Seine Schrift ist interessant als Äußerung eines ehrlich Neutralen, der für spezifisch nationale Kulturwerte Verständnis hat.

Der mit italienischen Angelegenheiten wohlvertraute Wiener Privatdozent August Mayer hat einen Sammelband interessanter Äußerungen unter dem Titel Das geistige Italien gegen den Krieg erscheinen lassen /München, Georg Müller/. Freilich handelt es sich in Wirklichkeit nicht um die ganze italienische Intelligenz sondern nur um einen, allerdings hervorragenden, Teil. Trotzdem hat diese Sammlung großes Verdienst. Wenn man angesichts des auch gegenwärtig noch andauernden Tobens der interventionistischen Presse aller Schattierungen gegen Deutschland an einen geistigen Bankrott Italiens zu glauben geneigt sein sollte, so wird einen die Sammlung dieser Dokumente wieder aufrichten. Von besonderem Interesse ist die von der italienischen Zensur in fast der ganzen Presse, auch in der Parteizeitschrift der Sozialisten, der Critica Sociale, unterdrückte Rede Filippo Turatis in der den Krieg beschließenden Kammersitzung.

Bereits das im eigentlichen Sinn politische Gebiet streifen zwei Schriften über die Juden. Die erste, von Kurt Blumenfeld verfaßte, hier bereits in der Rundschau Politik (1915, 3. Band, pag. 1079) angezeigte Abhandlung Der Zionismus /Berlin, Stilke/ bespricht den Zionismus als »eine Frage deutscher Orientpolitik«, und zwar im wesentlichen mit Rücksicht auf die im deutschen Interesse liegende Kolonisierung Palästinas: »Hat die Orientpolitik einer europäischen Macht die wirtschaftliche und politische Entwicklung der Türkei zum Ziel, dann muß sie im Zionismus einen willkommenen, entwicklungsfähigen Bundesgenossen begrüßen. Deutschlands Interessen beruhen auf der Erhaltung des ottomanischen Reiches; die

zionistischen Hoffnungen sind mit der türkischen Entwicklung verknüpft.« Manche Überschwänglichkeiten (zum Beispiel: »Die Juden sind in ihrem eigenen Interesse ein absolut zuverlässiges, staatstreues Element«) wären besser unterblieben, da sie allzu leicht zu einer ganz verfehlten und unbeabsichtigten Deutung Anlaß geben könnten. In dieser Hinsicht ist Nathan Birnbaums Flugschrift *Den Ostjuden ihr Recht!* /Wien, Löwit/ eine wertvolle Korrektur, zumal sie mit gutem Grund eindringlich vor der jetzt grassierenden Meinung warnt, als seien die Ostjuden, weil sie einen aus dem Mittelhochdeutschen stammenden Dialekt sprechen, nun zu nichts weiter gut als zu deutschem Kulturdünge (siehe auch die Rundschau Kolonisation, in diesem Band, pag. 68).

Ein Reihe von Feuilletons, in denen von einem germanophilen Rassenstandpunkt aus amerikanische Angelegenheiten behandelt werden, hat Adolf Harpf unter dem Titel *Amerika und die Religion der Zukunft* /Graz, Leuschner & Lubensky/ als Buch gesammelt. Interessant sind einzelne Mitteilungen über das amerikanische Sektenwesen, das er ausführlich bespricht, weil er in den Vereinigten Staaten das Mutterland der nächsten Weltreligion vermutet.

× **Krieg und Kultur** Die Äußerungen der zahlreichen gewissenhaften Leute, die sich mit der Frage nach dem Wert oder Unwert des Krieges für unsere Kultur beschäftigen, weisen jede Nuance auf: von begeisterter Lobpreisung bis zu fanatischer Ablehnung. Merkwürdigerweise befinden sich unter ihnen nur ganz wenige Sozialisten. Ob sich unsere Parteigenossen im allgemeinen mit dem Schatz an herkömmlichen, nicht gerade sehr tief gehenden Schlagworten begnügen? Es ist jedenfalls angebracht die wichtigsten Neuerscheinungen aus diesem Stoffkreis zusammenzustellen, zumal alle diese Erörterungen irgendwie in Zusammenhang mit den Fragen der auswärtigen Kulturpolitik stehen, mit denen sich die Partei bisher so gut wie gar nicht befaßt hat. Die von Alfred H. Fried übersetzte Schrift *Der Krieg und seine angeblichen Wohltaten* des alten bürgerlich-kulturzoologischen Eiferers J. Nowikow liegt in neuer Auflage vor /Zürich, Orell Füßli/ und gibt Gelegenheit abermals mit Kopfschütteln zu registrieren, zu welcher ungläublichen Verblendung vor-eilige Übertragung darwinistischer Ge-

setzmäßigkeiten auf die dem tierischen Leben ganz inkommensurablen gesellschaftlichen Zustände des Menschen führen muß. Da steht die Schrift eines ungenannten Hochschulprofessors *Zur Philosophie des Krieges* /Frankfurt am Main, Neuer Frankfurter Verlag/, die den Krieg auch von der allgemeinsten Seite zu erfassen sucht, auf einer anderen Höhe der geistigen Haltung. Sie sucht neben den durchaus nicht bestrittenen schrecklichen und abstoßenden Seiten des Krieges auch die psychologisch und ethisch positiven Züge in seinem Antlitz wiederzugeben und tut das in ganz und gar nicht professoraler Weise. Eine kleine Schrift *Der Kulturkrieg* /Berlin, C. Heymann/ hat ebenfalls einen Professor zum Verfasser, nämlich Ernst Troeltsch, der nun endlich nach Berlin gelangt ist. Sie will beweisen, daß wir in diesem Krieg auf der Seite der Kultur und gegen ihre objektive Gefährdung kämpfen. Sie schießt aber in gutgemeintem Eifer weit über das Ziel des guten Geschmacks hinaus; so, wenn sie von Frankreich behauptet, daß dort seit 1870 »durch die geheime Schulreligion der Revanche« deren alter Wort- und Ideenschatz »in aller Herzen hineingehämmert ist«. Das sind voreilige Verallgemeinerungen, die sich ein Mann, der sich seiner Verantwortung bewußt ist, nicht zu schulden kommen lassen sollte. Hanns Withalm sammelt in einer umfangreichen Schrift *Der deutsche Sieg* /Berlin, Concordia/ Dokumente verständnisvoller, sittlich reifer deutscher Auffassung, um zu beweisen, daß Deutschland auch in dieser bewegten Zeit eine Garde von Männern sein eigen nennen darf, deren ethisches Niveau unter den schweren Erschütterungen der Gegenwart nicht herabgedrückt worden ist. Professor Georg Misch spricht vom Geist des Krieges und des deutschen Volkes Barbarei /Jena, Diederichs/. Er sucht unter anderem zu ergründen, weshalb man im feindlichen Ausland Deutschland so sehr haßt, und findet eine wichtige Ursache darin, daß der Stern Deutschlands im Aufgehen, der Frankreichs und Englands dagegen, die früher in die Geschichte eintraten, im Niedergehen sei. Das Ressentiment des absterbenden Alters gegen die aufblühende Jugend bildet für diesen Autor die eigentliche Kriegsursache. In gleicher Richtung bemüht sich Nachum Goldmann. Seine Broschüre *Der Geist des Militarismus* /Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt/ ist bestrebt, leidenschaftsloser und darum

auch weit glücklicher, darzustellen, wie unter der Schale von Ungeistigkeit und allzu raschem Schneid letzten Endes doch, in vollkommener Weise ausgebildet, das Prinzip menschlicher Organisation überhaupt sich verberge, und wie oberflächlich deshalb derjenige urteile, der nur jene Schale und nicht den Kern sehe.

Über die Presse äußern sich zwei Autoren in einer Ausführlichkeit, die in umgekehrtem Verhältnis zur Bedeutung ihrer Ausführungen steht. Der dickleibige Band England und die Presse von Paul Dehn /Hamburg, Deutschnationale Buchhandlung/ umfaßt 300 große, engbedruckte Seiten. Er ist eine einseitige Kompilation deutschfeindlicher Stimmen aus England und dabei noch ziemlich konfus angelegt. Gut sind nur die Kapitel über die Neutralen. Wesentlich kürzer läßt sich Karl Bücher (Unsere Sache und die Tagespresse /Tübingen, Mohr/) vernehmen. Er kompiliert nicht sondern stellt dar, und zwar mit Gerechtigkeitsinn, was ihm von seiten der dazu prädestinierten Presse in Deutschland freilich einige kräftige Anempfehlungen eingetragen hat. Über seinen Plan die schon mit so viel Fachschularbeit belasteten Universitäten nun auch noch zu Berufsschulen für Journalisten auszubauen wird man freilich geteilter Meinung sein.

Dr. Hermann Ullmann sucht in seiner Schrift Krieg und Kolonisation, Ideale der deutschen Jugend /München, Callwey/ für die Idee deutscher Kolonisation im eigenen Land zu werben. Auch diese Schrift ist sehr lesenswert, obwohl sie allzu kühn zu beweisen bestrebt ist, daß die Freideutsche Jugendbewegung schon vor dem Krieg nichts als eine dämmernde Ahnung dieser Idee gewesen sei. Endlich hat ein Dichter, Walter von Molo, in einer Mappe Kriegsaufsätze /München, Hugo Schmidt/ über den Kultursinn des Krieges geschrieben. Er ist aber in einem formschönen Anlauf zum Ausdruck alter Gedanken steckengeblieben.

Besonders zukunftsfröh berührt es, daß der Krieg die Objektivität und Universalität nicht völlig aufgehoben hat. So zählt Rudolf von Delius in einer schönen Studie Deutschland und die Genies der Fremde /Stuttgart, Die Lese/ einige Großtaten ausländischen Geistes auf, die für das deutsche Geistesleben besonders bedeutungsvoll geworden sind; ein populär geschriebenes, vortreffliches Antidot gegen chauvinistische Exzesse. Die Kulturgemeinschaft der Völker nach

dem Krieg betont freimütig und eindringlich der kluge frühere österreichische Justizminister Franz Klein /Leipzig, S. Hirzel/. Er legt die Notwendigkeit dar sie nach dem Krieg wiederherzustellen, erörtert in einzelnen die entgegenstehenden Schwierigkeiten und beschäftigt sich besonders eingehend mit der Frage eines engeren Zusammenschlusses der Zentralmächte. Eine außerordentlich lehrreiche Schrift.

Bei allen Mängeln, die man im einzelnen an den hier besprochenen Schriften vermerkt, findet man also, daß sie im ganzen doch ein Beweis dafür sind, daß die deutsche Öffentlichkeit sich nicht bloß mit ein paar bequemen Schlagworten über die Problematik des Krieges hinwegzutäuschen sucht sondern wirklich ernsthaft in ihr Verständnis einzudringen sich bemüht.

X
Zeitdokumente Es mag zweifelhaft sein, ob es mit dem Handwerk des Dichters etwas zu schaffen habe, wenn er versucht Geschehnisse der Zeit zu künstlerischem Abbild zu gestalten, oder ob solche Bemühungen an der Peripherie des Interesses am Künstlerischen liegen. Die Tatsache, daß große Dichter sich oft bemüht haben Zeitromane zu schreiben, läßt aber die Betrachtung solcher Gebilde unter dem Gesichtspunkt zu, ob sie als Versuche pragmatischer Geschichtsschreibung von besonders determinierter Form ihren Wert haben. Die Grenzen sind ja leicht verwischbar. Von der Geschichtsklitterung des ältern Dumas im Grafen von Bragelonne, die nur das Werden des märchenhaft großen Colbert erklären will, ist der Sprung nicht weit zu der Epöpe der glorreichen Revolution, die Macaulay in seiner Geschichte Englands seit der Thronbesteigung James' II. gegeben hat. Wie soll man Freuds Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci, ein Stück zweifelloser Geschichtsschreibung, scharf gegen den Leonardoroman Mereschkowskij's abgrenzen? Ist de Costers Ulenspiegel Geschichte? Ist es Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande? Wenn man der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung künstlerische Mittel zugesteht, warum sind dann Gustav Freytags Ahnen keine Geschichte? Und wenn man sie ihr nicht zubilligt, wo bleiben dann Ranke, Treitschke, Lamprecht? Es ist also wohl berechtigt Zeitromane als historische Versuche zu betrachten. Zeiten, in denen geschichtliche Mächte

in besonderm Maß Gewalt über ein Volk bekommen, bilden Konjunkturen, die der Entstehung von Zeitromanen günstig sind. Wenn wir uns der Fichterenaisance erinnern, die im deutschen Kulturleben durch die Jahrhundertfeier von 1913-1914 heraufgeführt wurde, so wundern wir uns nicht, daß man auch versucht hat diese Zeit im Roman zu gestalten. Max Dreyer hat diesen Roman geschrieben und ihn *Der deutsche Morgen* genannt /Leipzig, Staackmann/. Er hat die große Enttäuschung von 1816 in das Leben eines Mannes jener Zeit einzufangen versucht, und zwar mit einem gewissen Gelingen. Freilich ist von den eigentlich entscheidenden Dingen, die diese Enttäuschung hervorriefen, von der mangelnden wirtschaftlichen Grundlage für die Einführung französischer Nationaleinheit und von den erstickten Bourgeoisfreiheiten in Deutschland, bei ihm nicht die Rede. Aber die Fundamentlosigkeit der deutschen idealistischen Jugend jener Zeit, ihr Hingebensein an Gefühle, die nur den Wert von Ersatzbildungen gegenüber einer unangenehmen Wirklichkeit hatten, den sittlichen Wert des Wollens der romantischen Generation und den sittlichen Unwert ihrer Richtungslosigkeit, die Glorie ihrer instinktiven Erkenntnis und die Schmach ihrer Vereinzelung in der trägen Masse und in den politisch-wirtschaftlichen Interessenten hat er gut gezeichnet. Aus seinem Roman sind die entscheidenden Charaktere jener Zeit besser fühlbar und sichtbarer hervorgetreten als in Dutzenden exakter Lehrbücher. Ein anderes Buch möchte ich als Gegenbild anführen: Artur Landsbergers Haß /München, Georg Müller/, vom Autor als »Roman eines Deutsch-Engländers aus dem Jahr 1950« deklariert. Ein in jedem Betracht bedauerliches Opus. Schon die Projizierung einer gegenwärtigen Stimmung in die Zukunft ist eine bequeme Ausflucht, zumal sie der Dichter selber nicht einmal ernstnimmt. (Übrigens, und das ist für die Schludrigkeit der Abfassung bezeichnend, stimmt nicht einmal die Chronologie: Da der Held des Buches noch nicht 30 Jahre alt sein soll, so spielt das Buch nicht, wie der Autor auf dem Titelblatt angibt, im Jahr 1950 sondern höchstens 1940.) Dann aber fehlt hier jede Kritik an der Erscheinungswelt. Der Haß gegen die Engländer, gegen dies *Volk der Händler*, wie er jetzt in Lokalblättchenleitartikeln zum Ausdruck kommt, wird durch *Charaktere* versinn-

bildlicht. Die Engländer sind Leute, denen alles käuflich ist; auch bei einem eingedeutschten Engländer bricht dieser Materialismus immer wieder durch, während die rein Deutschblütigen hehre Lichtgestalten sind, vom geheimrätlichen Adoptivvater bis zum professoralen Edelanarchisten. Erscheinungen und Empfindungen werden hier mit der größten intellektuellen Gewissenlosigkeit auf den Kopf gestellt, der Sinn unseres Kampfes gegen England wird zur Farce. Und so ist das Buch nur geeignet den Leser gegen Deutschland zu beeinflussen. Gerade wer in England den eigentlichen Feind Deutschlands sieht, wird sich von solcher sinnlosen Herabwürdigung des Gegners mit Widerwillen abwenden.

Dieser furchtbare Kampf, den das deutsche Volk um die Möglichkeit weiterer Auswirkung führt, findet seine Rechtfertigung in dem Willen künftig mehr, Besseres, Bedeutenderes zu leisten als es in der Umschlossenheit bisher möglich war. Dieses Ringen um die wirtschaftliche Zukunft darf nicht zu einer Preisgabe der sittlichen Kräfte, zu einer Verengung des geistigen Gesichtskreises führen. Und daher seien solchen Zeitromanen, in denen sich die Gefahren der Gegenwart wie die Aufgaben der Zukunft spiegeln, recht nachdenkliche Leser gewünscht.

X
Jugendbewe- Die Freie Jugendbewe-
gung gung befand sich in den
letzten Jahren vor dem
Krieg in einer Periode lebhaften Aufschwungs. Den Gradmesser dafür bildete schon die Abonnentenzahl der Arbeiterjugend. Im Jahr 1913, nach 5jährigem Bestehen, hatte das Blatt 89 500 Abonnenten, am 1. August 1914 108 100. Der Ausbreitung der Bewegung nach außen entsprach eine fortschreitende Vertiefung und Befestigung der Anschauungen bei ihren Anhängern. Dazu trugen vor allem die Schwierigkeiten bei, die die Regierung und bestimmte bürgerliche Kreise ihr bereiteten, und auf der andern Seite die wachsende Konkurrenz bürgerlicher Organisationen (besonders des Jungdeutschlandbunds in seinen verschiedenen Formen), durch die die Bewegung von den bloßen Mitläufern befreit wurde. Diese gedeihliche Entwicklung hat nun durch den Krieg eine Stockung oder vielmehr sogar einen wesentlichen Rückgang erlitten. Mannigfache Ursachen wirkten dabei zusammen. In erster Linie die Verringerung der Zahl der Er-

wachsenen, die ihre Arbeitskraft ganz oder teilweise der Jugendbewegung gewidmet hatten und denen die Einberufung zum Heeresdienst die Möglichkeit einer solchen Betätigung raubte. Andere Umstände wirkten in gleicher Richtung. Aus begreiflichen Gründen war die Flugblätterpropaganda erschwert oder an einzelnen Orten gänzlich unterbunden. Die Lokale für größere Veranstaltungen wurden knapp. Die Jugendlichen selbst, mehr aber noch die Partei- und Gewerkschaftsorganisationen, die die finanziellen Lasten getragen hatten, waren in ihrer wirtschaftlichen Lage schwer betroffen. Und endlich wuchs, zumal infolge der törichten Haltung einzelner Arbeiterblätter, die Stoßkraft der nationalen Konkurrenzorganisationen, die überdies durch die Tagespresse, durch Behörden und Schulen wie durch sonstige Gönner und Geldgeber überall Förderung fanden. Den wenigen Kräften, die der Freien Jugendbewegung noch geblieben waren, mußte so ihre Arbeit immer schwerer werden. Wiederum können ein paar Zahlen den Rückgang der Bewegung am besten illustrieren. Ende Dezember 1914 war die Abonnentenzahl der Arbeiterjugend auf 69 100, Ende Oktober 1915 auf 63 000 gesunken. Nach den Berichten von im ganzen 229 Jugendausschüssen haben sich die Funktionäre der Bewegung bis Ende März 1915 um 2778 vermindert (von denen 783 als Kriegsfreiwillige oder Samariter hinausgegangen waren). Die Zahl der wissenschaftlichen Vorträge ging von 4756 auf 2956, die der Kurse von 273 auf nur 70, die der wissenschaftlichen Führungen von 849 auf 468 zurück. Die künstlerischen Veranstaltungen litten etwas weniger; sie verminderten sich von 1859 auf 1446. Den geringsten Einfluß übte die Kriegszeit, was recht bezeichnend ist, auf die Wanderungen; es fanden deren 4783 gegen früher 5467 statt. Der Rückgang war durchaus nicht überall gleichmäßig stark. Er trat in den Großstädten auffallend wenig hervor; in Berlin konnte die Zahl der Vorträge sogar wesentlich erhöht werden. Dazu kam eine wachsende Beteiligung der Mädchen; diese zeigte sich besonders bei den Wanderungen und Spielen im Freien, im Besuch der Jugendheime, aber auch bei Vorträgen und wissenschaftlichen Führungen. Die Finanzlage der Jugendbewegung war im allgemeinen ziemlich ungünstig, zumal manche Kosten, besonders die Miete für die Jugendheime, nicht unbeträchtlich zunahmen.

Der Schlag, den der Krieg der Bewegung zugefügt hat, ist schwer. Nach Friedensschluß wird viele tüchtige Arbeit geleistet werden müssen, wenn man den Verlust nicht nur ausgleichen sondern auch den gewaltigen Vorsprung einholen will, den die bürgerliche Jugendbewegung gewonnen hat. Dabei wird es indes vor allem auch einer bedeutenden Vertiefung der in der Partei gültigen Anschauungen in den Fragen der Pädagogik und des Jugendbildungswesens bedürfen. Auch auf diesem Gebiet kann es nicht mehr genügen die alten manchesterlich-liberalen Gedankengänge immer von neuem abzuwandeln; vielmehr werden wir eine wirklich sozialistische Theorie der Jugendziehung herausbilden müssen.

× ×
Kurze Chronik Der älteste württembergische Schulmann, Oberstudienrat Dr. Theodor von Oesterlen ist, 88 Jahre alt, in Stuttgart gestorben. Er hat 45 Jahre hindurch an humanistischen Lehranstalten Württembergs gewirkt. × Am 6. Februar starb im Alter von 55 Jahren der Professor an der Hanauer Oberrealschule Dr. Otto Ankel. Er ist, obwohl selber nichtklassischer Philologe, stets begeistert für das humanistische Gymnasium eingetreten, zuletzt mit einer sehr wirkungsvollen Antwort auf einen Angriff, der von einem Oberlehrer »aus dem Schützengraben« erfolgte. Für die Sache des Humanismus bedeutet sein Tod einen schmerzlichen Verlust. × In Stuttgart starb der angesehene Verlagsbuchhändler Friedrich Bassermann, der unter anderem Kuno Fischer und Wilhelm Busch verlegt hat. × Der Jahresbericht 1914-1915 der Handelshochschule Mannheim zeigt, daß diese sich bemüht im Rahmen ihrer naturgemäß sehr begrenzten Möglichkeiten den besonderen Aufgaben gerecht zu werden, die der Krieg gestellt hat. Dabei hilft ihr die benachbarte Universität Heidelberg vielfach mit Lehrkräften aus. × Der verdiente Orientalist A. S. Yahuda wurde zum ordentlichen Professor für jüdische Geschichte und Literatur mit besonderer Rücksicht auf die jüdisch-spanische Epoche an der Universität Madrid ernannt. Damit ist das aus dem 15. Jahrhundert stammende Gesetz, das Juden von Lehrstühlen in Spanien verbannte, abgeschafft. × Die Japaner beabsichtigen in Tsingtau eine chinesisch-japanische Universität zu errichten; ein Wahrzeichen des

werdenden ostasiatischen Imperiums. × Der Bericht des Zentralbildungsausschusses der deutschen Sozialdemokratie zeigt die Wirkungen des Krieges. In der Berichtszeit (vom 1. April 1914 bis zum 31. März 1915) konnte dieser nicht einmal eine Voll-sitzung abhalten; ebenso weisen die Bezirks-, Wahlkreis- und Ortsorganisationen Lücken auf, die sich kaum schließen lassen. Bildungskonferenzen konnten ebenfalls nicht abgehalten werden, weder die für August 1914 von langer Hand vorbereitete Bibliothekarkonferenz noch die für den selben Monat geplante 2. internationale Konferenz für das Bildungswesen. Nach den sehr unvollständigen Zahlen des Berichts haben wissenschaftliche Einzelvorträge, Führungen, künstlerische Veranstaltungen, Volksvorstellungen und Theaterabende, besonders auch Wanderkurse nur in sehr unzureichendem Maß stattgefunden. Am meisten konnte in Lichtbildervorträgen geleistet werden; hervorragenden Anklang fanden Lichtbilderserien, die auf den Krieg Bezug hatten. Auch hier wird nach dem Krieg vieles nachzuholen sein. × Während an manchen Orten über die große Abnahme der Beanspruchung der Volksbibliotheken, die der Krieg verursacht hat, lebhaft Klage geführt wird, hat die Stadt Berlin geringern Anlaß zu solcher Klage. Im Verwaltungsjahr 1914-1915, das zu zwei Dritteln in die Kriegszeit fiel, ist die Zahl der Entleihungen nur von 1,6 Millionen auf 1,4 Millionen zurückgegangen; dabei war durch Ausscheidung veralteter Bände die Zahl der vorhandenen Bestände von 236 000 auf 231 000 gesunken. × Das Stellvertretende Generalkommando des 11. Armeekorps in Kassel hat eine große Anzahl Schriften auf einen Index der patriotischen Schundliteratur aus der Zeit vor dem Krieg und der Kriegsschundliteratur (seit 1914) gesetzt. × Die Zahl der Neuerscheinungen des englischen Buchhandels betrug nach dem Publisher's Circular im Jahr 1913 12 379, im Jahr 1914 11 573, im Jahr 1915 10 665. × In Deutschland sind neuerdings fahrbare Kriegsbüchereien eingerichtet worden. Die Schriften werden konfessionell und politisch neutral ausgesucht, nach volksbibliothekarischen Grundsätzen katalogisiert und so weiten Kreisen des Heeres zugänglich gemacht. Die Deutsche Dichtergedächtnisstiftung hat bis zum 31. Dezember 1915 an die im Feld stehenden Truppen 150 000, an die Lazarette

95 000 Bände, an andere Truppenteile und an Kriegsgefangene weitere beträchtliche Mengen von Bänden, im ganzen mehr als eine Viertelmillion, unentgeltlich gestiftet. Diese Schenkungen erfolgten in Gestalt von 3 Auswahltypen: Lazarett-, Schützengraben-, Kriegsgefangenenbücherei. Die Versorgung der mobilisierten Schweizer Truppen mit Lesestoff ist in ganz hervorragendem Maß organisiert. So hat zum Beispiel das Kreisbureau Zürich für Soldatenlesestuben im Jahr 1915 insgesamt etwa 6000 Kilo Unterhaltungslektüre beschafft, ferner zur Ausstattung der Leseräume über 650 Bilder, zum Teil gerahmt, beige-steuert. × An der Universität Kopenhagen bildete sich ein Komitee zur Erleichterung der Lage kriegsgefangener Studenten; es will ihnen besonders die Mittel zur Fortsetzung ihrer Studien, in erster Linie Bücher, verschaffen. × Die Berliner Freie Studentenschaft hat beschlossen »gegen die für den Frieden geplante Zwangs-jugendwehr anzukämpfen, weil sie in ihr eine schwere Bedrohung jugendlichen Lebens erblickt. Sie verspricht ihren jüngeren Gefährten überall dort zu helfen, wo der Wille zu freier und aufrechter Lebensführung lebendig ist.« × Zur Bekämpfung der Verwilderung der Schuljugend, die infolge des Krieges hier und da eingerissen ist, hat die Behörde in Reichenbach allen Jugendlichen unter 18 Jahren den Aufenthalt auf öffentlichen Straßen und Plätzen nach Einbruch der Dunkelheit verboten, die in Nürnberg den Schülern der Volksschulen; ähnliche Verordnungen sind in Pforzheim und Bautzen erlassen worden.

× ×
Literatur Einen guten Kalender hat Genosse Anton Fendrich (dessen sonstige Kriegspublikationen bedenklich stimmen, da sie gar sehr in die Enge führen) vor kurzem herausgegeben: den Kriegs- und Friedenskalender auf das Jahr 1916 /Stuttgart, Franckh/. Er lehnt sich an die guten Muster von Volkskalendern an. Im Heer stehende Parteigenossen lesen ihn erfahrungsgemäß gern. Sehr viel mehr jedoch bietet der Dürerbundskalender (Gesundbrunnen /München, Callwey/). Er enthält keine Kriegsnovelle, dafür aber einen ausgezeichneten belehrenden Teil, einige feine Gedichte und gute Noten; die graphische Ausstattung ist vorzüglich; nur einige Reproduktionen nach Menzel und Dürer sind zu schwach herausgekom-

men. Im ganzen scheint er mir der beste Volkskalender zu sein, der in diesem Jahr erschienen ist. × Ein brauchbares Hilfsmittel für Bildungsarbeit ist die Dürerbundflugschrift Billiger Lesestoff für Lazarett und Feldtruppen /München, Callwey/. Leider enthält sie fast nur Belletristik. Beim Bücheraussuchen dürfte sich auch Eugen Diederichs' Verlagsverzeichnis sehr praktisch erweisen. Es ist erstaunlich, was Diederichs in anderthalb Jahrzehnten als Verleger herausgebracht hat. Der etwas reichliche Titel Zur Neuorientierung der deutschen Kultur nach dem Kriege brauchte aber der Aufzählung nicht vorangesetzt zu werden.

WISSENSCHAFT

Biologie / Adolf Koelsch

Inzucht Die Anschauungen über die Wirkung der Inzucht auf die Lebenskraft und das Wohlbefinden der Blutlinien, innerhalb deren sie getrieben wird, haben sich mit der Zeit grundsätzlich geändert. Früher glaubte man sie allgemein verwerfen zu müssen, mit der Begründung, daß sie von der Natur nicht nur nicht angestrebt werde, sondern daß dort, wo die Gelegenheit oder bestimmte Beschaffenheit der Organisation sie begünstigen könnte, zahlreiche Vorkehrungen getroffen seien, um sie zu verhindern. Wo Inzucht oder Inzestzucht trotzdem vorkomme oder gar als Regel betrieben werde, führe sie zur Degeneration und Wertverminderung der konstitutionellen Anlagen des Stammes. Tatsächlich gibt es eine ganze Reihe von Algenarten, bei denen es absolut unmöglich ist männliche und weibliche Keimzellen, die von dem selben Individuum stammen und als solche den intimsten Grad von Nahverwandschaft verkörpern, erfolgreich mit einander zu vereinigen; sie lehnen jede Verschmelzung ab. Worauf das beruht, ist noch unbekannt. Auch unter den Blütenpflanzen gibt es Arten, die niemals fruchten, wenn man ihre Narben mit Pollen bestäubt, der von Blüten des gleichen Individuums herrührt. Aber die Gründe für diese Art von Selbststerilität sind gerade bei den Blütenpflanzen vielfach rein äußerlicher Natur. So hat sich zeigen lassen, daß gewisse Arten bei Selbstbefruchtung einzig darum nicht samen, weil der Blütenstaub nur dann auf der Narbe keimen kann, wenn sie vorher leicht verletzt worden ist. Derartige Ritzungen und

Schürfungen des weiblichen Empfängnisorgans bleiben aus, wenn der Pollen einfach aus den Staubbeuteln der eigenen Blüte auf die Narbe herabfällt. Sie entstehen dagegen, wenn ein auf der Narbe herumkrabbelndes Insekt sie mit seinen Fußkrallen leicht beschädigt. Ist aber die Ritzung erst erfolgt, so ist Pollen aus der eigenen Blüte genau so wirksam wie fremder. Es liegt hier ein ähnlicher Fall vor wie beim Menschen, wo ja auch keine Empfängnis eintreten kann, bevor nicht das Hymen auf mechanischem Weg zerstört ist. In anderen scheinbar strengen Fällen von Unempfänglichkeit für den eigenen Blütenstaub sind als Hinderungsgrund chemische Hemmungen ermittelt worden, die sich durch Änderung der Kulturbedingungen beseitigen lassen. Selbststerilität schlägt dann in Selbstfertilität um.

Man hätte indessen schon vor diesen Feststellungen, die die Ursache für wirklich vorhandene Unfähigkeit zur intimsten Form von Inzucht ganz wo anders fanden als man erwartet hatte, sehr mißtrauisch sein dürfen gegen alle Versuche der Natur eine innere Abneigung gegen Inzuchttendenzen zuzuschreiben und die Produkte aus Nah- und Nächstenehen a priori mit dem Stempel der Minderwertigkeit zu behaften. Denn im Vergleich mit den Fällen, wo Inzucht aus Gründen von der Art der eben angeführten nicht zustande kommen kann, ist gerade im Pflanzenreich die Zahl der Arten, bei denen sie die Regel oder doch wenigstens das Nebenpfortchen ist, das sich die Geschöpfe im Fall des Ausbleibens der Fremdbefruchtung zur Sicherung der Samenbildung offenhalten, derart überwältigend, daß man nicht begreift, wie die Ansicht populär werden konnte, das Leben *verabscheue* die Fortbewegung auf Inzuchtkreisen. Im Gegenteil gibt es Formen genug, bei denen Selbstbefruchtung schon in der Knospe stattfindet, so daß Inzest hier die beherrschende Regel ist und nur in Ausnahmefällen einmal fremdes Blut in die Linie hineinkommt. Andere Arten tun ihre Knospen überhaupt niemals auf und verlegen dadurch jeder Fremdbestäubung den Weg. Wir haben auch allen Grund zu glauben, daß diese Verhältnisse schon sehr lange bestehen. Trotzdem hat man nie bemerkt, daß die Lebenskräftigkeit der Art darunter gelitten hätte, daß die Nachkommenschaft sich vermindert hätte oder die Widerstandsfähigkeit der Individuen gegen Krankheit geschwächt worden sei. Im Gegenteil verstehen sie allesamt ihren

Platz in der Natur durchaus zu behaupten, ja sie fallen durch die Geschlossenheit ihrer Form und die Reinheit ihrer Merkmale geradezu auf.

In dem Maß, wie mit zunehmender Kenntnis der Fortpflanzungsverhältnisse in der Pflanzenwelt das Material, das die Verwüstungstheorie der Inzuchtgegner hätte stützen sollen, versagte, wandten sie sich der Tierwelt zu und versuchten hier noch einmal Halt zu gewinnen. Mit besonderer Eifer wurden dabei jene Tierordnungen durchforscht, bei deren Angehörigen (wie bei den meisten Blütepflanzen) männliche und weibliche Geschlechtszellen in einem und dem selben Individuum neben einander entstehen. Auch bei ihnen ist die Möglichkeit der Selbstbesamung (theoretisch) in dem Augenblick gegeben, wo die Geschlechtstätigkeit so verläuft, daß die beiden Fortpflanzungselemente gleichzeitig ihre Reife erlangen, und die Ausführwege so beschaffen sind, daß sich die Keimzellen beim Akt der Entleerung begegnen.

Abermals zeigte es sich, daß es in sehr vielen Fällen nicht an Einrichtungen fehlt, die diese Begegnung zu verhindern trachten oder auf sonstige Weise der Selbstbesamung entgegenwirken. Aber daneben wurde aus der Klasse der Würmer, Manteltiere und Weichtiere eine Menge von Formen bekannt, bei denen Selbstbefruchtung ebenso die normale Fortpflanzungsweise ist wie bei vielen zwittrigen Blütepflanzen. Ja das beständig fortschreitende Studium der Lebensgewohnheiten vieler bis dahin nur summarisch bekannten Einzelformen fördert immer neue Selbstbefruchtung aus den unteren Klassen des Tierreichs zutage. Die Selbstbefruchtung geht in allen Fällen, wo die männlichen und weiblichen Geschlechtsprodukte nicht einfach gleichzeitig ins Wasser abgesetzt werden, mit Selbstbegattung einher. Von bekannten Tieren, die diesem Brauch huldigen, sollen an dieser Stelle nur die auf feuchten Waldwegen häufigen kupferroten Nacktschnecken der Gattung *Arion* und die nackten Gartenschnecken der Gattung *Limax* angeführt werden.

Aber auch für die getrenntgeschlechtlichen Tiere mit Einschluß des Menschen haben Inzucht und sogar Inzestzucht, je genauer man ihre Ergebnisse zu studieren und durch Generationen zu verfolgen in der Lage war, ihren frühern Schrecken allmählich verloren. Gewiß können beide Formen der Fortpflanzung ungünstige Folgen haben; aber nur in

den Fällen, wo Kreuzbefruchtung sie auch haben würde, nämlich dort, wo an sich kranke Stämme zusammenkommen oder innerhalb einer bereits defekten Linie starke Inzucht getrieben wird. Im letztern Fall kommt das Übel aus durchsichtigen Gründen nur schneller zum Ausbruch und breitet sich unaufhaltsamer als bei der immer wiederholten Hereinnahme fremden Blutes über einen geschlossenen Formenkreis aus. Bei gesunden Stämmen dagegen ist Inzucht ohne Schaden für die Nachkommenschaft. Für eines unserer wichtigsten Haustiere, das Rind, ist neuerdings von G. Hesse in einer Studie über Inzucht und Vererbung bei Rindern der westpreußischen Herdbuchgenossenschaft, veröffentlicht in den Arbeiten der Deutschen Gesellschaft für Züchtungskunde, neues und wertvolles Material beigebracht worden, das die Berechtigung dieser Ansicht erweist. Er hat 3 bis in die 5. Generation bekannte Herden untersucht, die stark von Inzucht durchsetzt, teilweise sogar von Inzestzucht aufgebaut sind. Aber in keinem Fall konnte eine Schädigung der Konstitution festgestellt werden. Bloß in einer Reihe von 14 Tieren, die aus Inzestzucht hervorgingen, war ein einziges insofern ein Mißerfolg, als es auf Tuberkulin reagierte und unfruchtbar blieb. Man könnte einwenden, daß alle den Wünschen des Züchters nicht entsprechenden Tiere schon als Kälber ausgemerzt werden, so daß die Verschlechterung, wenn sie vorhanden sein sollte, ja unmöglich zur Geltung gelangen kann. Aber bekanntlich ist gerade aus der Konstitution bei der Geburt, falls nicht ausgesprochene Krüppelformen vorliegen, überhaupt nicht zu schließen, wie es später um die Gesamtbeschaffenheit des Individuums stehen wird. Ist der Durchschnitt der ganzen Linie schlecht, so setzt sich die Minderwertigkeit erfahrungsgemäß auch unter die Auerlesenen fort und kommt an einem prozentual kaum verminderten Bruchteil der Überlebenden deutlich zum Ausdruck.

Auch die anthropologische Literatur, in der die Verwüstungstheorie abgelehnt wird, weil sie den Tatsachen nicht entspricht, wird immer zahlreicher. Als Reibmayr 1908 an ausgewählten Beispielen darzutun versuchte, daß zur Einwurzelung einer wertvollen Eigenschaft Inzucht direkt vonnöten sei, wurde er noch stark verketzert. Inzwischen hat aber Pösch feststellen können, daß Ehen unter nahen und näch-

sten Verwandten bei gewissen kleinen Völkerstämmen Neuguineas trotz sehr langer Praktizierung dieses Brauches nicht die geringste Degeneration zur Folge gehabt haben, und der Freiburger Anthropologe Eugen Fischer hat in seinem bewundernswerten Werk über die Rehobother Bastards /Jena, G. Fischer/ das gleiche für ein südafrikanisches Mischvolk aus Kapholländern und Hotentotten, das seit Mitte des 18. Jahrhunderts vorhanden ist, sehr überzeugend dargetan. Obleich das ganze Volk auf Verwandtenehen aufgebaut ist und diese noch heute die Regel sind, ist der Gesundheitszustand der Individuen durchweg vorzüglich; die körperliche und geistige Beschaffenheit in allen Familien ist frei von irgendwelchen Niedergangszeichen, Fruchtbarkeit und Vermehrung sind sogar glänzend. Ist doch eine Durchschnittszahl von 8 Kindern für jede Ehe festgestellt worden und waren im ganzen Volk nur 2 Ehen kinderlos. Biologische Gründe können also, falls die Stämme selbst nur gesund sind, hinfort kaum mehr zur Rechtfertigung des Verbots der Nächstenehe angeführt werden. Viel eher möchte sie manchmal zu wünschen sein.

Über die ältesten Bewohner der Schweiz gibt es eine reiche, aber sehr zerstreute Literatur. Eben deswegen ist eine zusammenfassende Arbeit über diese Urbevölkerung, die von Dr. Fr. Scherz (Bern) im 11. Band des Archivs für Rassen- und Gesellschaftsbiologie vorgelegt wird, sehr zu begrüßen. Bei der geographischen Beschaffenheit des Landes, die während des Diluviums eine mehrmalige gründliche Vereisung des Bodens bis in die Ebenen hinunter begünstigte, ist es nicht zu verwundern, daß die Siedelungsgeschichte erst verhältnismäßig spät beginnt; die ältesten, sicher datierbaren Menschenfunde erscheinen erst in der jüngern Steinzeit. Archäologische Objekte, die dem Moustérien und Magdalenien angehören, beweisen zwar, daß das Land schon in der ältern Steinzeit von Menschen, wenigstens vorübergehend, bewohnt worden ist. Aber von welchem Schlag diese Menschen waren, ist unbekannt, da organische Überreste von ihnen fehlen.

Ziemlich ergiebig ist dagegen in dieser Hinsicht die jüngere Steinzeit gewesen. Die Fundorte sind geographisch allerdings recht beschränkt, indem sie sich in zwei klimatisch begünstigten west-

lichen Zonenstreifen zusammenballen. Der eine liegt im Waadtland, wo Chamblandes, Chattelard und Montagny-sur-Lutry als wichtigste Fundstellen zu nennen sind; der andere gehört mit Dachsenbühl und Schweizersbild dem Nordrand des Kantons Schaffhausen an. Die Menschen, die in diesen Steinzeitkolonien hausten, kannten Ackerbau und Viehzucht noch nicht. Sie waren ausschließlich Jäger und Fischer, die in der Hauptsache ein umherschweifendes Leben führten und Höhlen oder vorspringende Felsendächer als Wohnstatt benutzten, im Sommer sich auch Laubhütten gebaut haben mögen. Schmuckstücke aus durchbohrten Tierzähnen, Muscheln und seltenen Steinen weisen auf einen beträchtlichen Schönheitssinn hin, Amulette aus menschlichen Schädelknochen lassen auf religiöse Gebräuche schließen. Ihre Toten gaben sie, in Steinsärge gebettet, der Erde zurück. Gewisse primitive Merkmale des Baus weisen diesen Urhervetern einen stammesgeschichtlich tiefern Platz an als den heutigen eingeborenen Bewohnern des Landes. Die betreffenden Merkmale werden von Scherz aufgezählt und tabellarisch belegt; sie verteilen sich auf das ganze Skelett. Besonders auffallend sind am Oberschenkel die starke Schaftdrehung, am Unterschenkel die Rückwärtsbiegung des Tibiakopfes, ferner der stark verlängerte Unterarm und der stark verlängerte Unterschenkel. Obwohl diese Steinzeitmenschen durchweg von kleinem Wuchs waren, tritt der Verfasser der von anderer Seite geäußerten Auffassung von einem pygmäenhaften Typus der fraglichen Rasse indessen ebenso energisch entgegen wie dem Versuch sie in eine höherwüchsige und zwergwüchsige Blutlinie aufteilen zu wollen; ein genügend scharfes Studium der anthropologischen Merkmale groß- und kleinwüchsiger Individuen lehre, daß beide Größenschläge zusammengehören. Tatsächlich sind ja in neuerer Zeit von dem Freiburger Anthropologen Eugen Fischer Groß- und Kleinwüchsigkeit mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit als einfache Domestikationsvarianten aufgezeigt worden. Hingegen gibt Scherz ohne weiteres zu, daß die Herkunft dieser Ureinwohner der Schweiz völlig dunkel sei, und daß es schwer halte sie von bekannten Urstämmen abzuleiten. Es steht nur fest, daß es sich um einen mesocephalen Menschenschlag handelt, der von breitköpfigen Elementen ganz schwach durchsetzt ist. Vom Cro-Magnon-Typus,

jenem weitverbreiteten mitteleuropäischen Kreuzungsprodukt zwischen Neandertal- und Aurignacmensch, unterscheidet er sich durch die andere Formung des Gesichtsskeletts und die viel geringeren absoluten Größenmaße. Dagegen scheint eine starke Verwandtschaft mit den Neolithikern Skandinaviens vorhanden zu sein. Vielleicht schaffen künftige Funde in dieser Hinsicht Klärung.

×

Kurze Chronik In der Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie teilen P. Uhlenhuth und O. Weidanz mit, daß es an menschlichen Mumien, die 100 und mehrere 100 Jahre alt waren, nicht mehr gelungen sei mit den so überaus empfindlichen biologischen Methoden der Präzipitin- und Komplementreaktion die menschliche Herkunft der organischen Reste aufzuweisen, weil das spezifisch reagierende Eiweiß sich während des langen Lagerungsprozesses vollständig denaturiert haben dürfte. Wenn von anderer Seite an mehrere 1000 Jahre alten ägyptischen Mumien die Eiweißreaktion wirklich noch beobachtet wurde, so scheint das Resultat am ehesten mit dem damals üblichen Einbalsamierungsverfahren in Zusammenhang zu stehen. × Auf Röm, der nördlichsten Insel Deutschlands, wurde ein Rentierzuchtverein gegründet, der sich nach Mitteilungen der schleswig-holsteinischen Zeitschrift Die Heimat mit der Einbürgerung dieses nützlichen Polartiers auf den Heidestrecken der 48 Quadratkilometer großen Insel befassen will. Ein erster Transport von 12 Tieren fiel leider in den Anfang der Kriegszeit, und infolge der Reises Strapazen gingen die meisten der tragenden Tiere ein. Durch die gelungenen Einbürgerungsversuche des Renns in der jütländischen Heide (es besteht dort eine Herde von etwa 1000 Tieren) wollen sich die Römer indessen zu weiteren Versuchen anspornen lassen. × Die 50 000 Bälge starke Vogelsammlung des vor anderthalb Jahren verstorbenen Grafen Hans von Berlepsch, mit 300 neuen Arten darunter, ist durch die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft in Frankfurt am Main vor amerikanischen Aspirationen für Deutschland gerettet worden. × In einer dem Insektenflug gewidmeten experimentellen Abhandlung des Biologischen Zentralblattes kommt R. Stellwag zu dem Schluß, daß im Gegensatz zu der Meinung anderer Autoren

die Steuerung während des Fluges weder durch die Tätigkeit der Beine noch des Hinterleibs sondern von den Flügeln selber besorgt werde. × An der Münchener Universität habilitierte sich der Volontärsassistent am Pflanzenphysiologischen Institut Dr. Hans Burgeff für das Fach der Botanik.

Psychologie / Otto Bobertag

Vererbung Das menschliche Interesse an den Erscheinungen der Vererbung ist uralt. Sehr begreiflich, da es sich hier oft um Dinge handelt, die allgemein mit starken Wertgefühlen verbunden sind (zum Beispiel Familienstolz), und die ferner wegen ihrer unbestimmten, vieldeutigen Natur einen willkommenen Anlaß zu allerlei mehr oder weniger geheimnisvollen Spekulationen bieten. Wie jedes andere Tatsachengebiet ist aber auch das der Vererbung allmählich aus dem Zustand bloßer Alltagsbeobachtung und Meinungsbildung herausgekommen und zu einem Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden. Hierbei war jedoch der Umstand maßgebend, daß, je nach dem besondern Zusammenhang, in dem sie auftreten, die Vererbungstaten den Blick sehr verschieden orientierter und interessierter Menschen auf sich zogen, so daß man von Anfang an mit sehr verschiedenartigen Fragestellungen und Untersuchungsmethoden an sie herangetreten ist. Man bedenke, wie sehr der Genealoge, der Tier- oder Pflanzenzüchter, der Mediziner, der Biologe, der Soziologe und der Psychologe (und ihnen allen werden Einflüsse gelegentlich zum Problem) nach Forschungsart und -ziel von einander abweichen. Infolgedessen trifft man in der Vererbungswissenschaft ziemlich oft auf schwach fundierte Hypothesen und einen gewissen Schematismus in der Anwendung von Erklärungsgründen auf ganz verschiedene Tatsachenzusammenhänge. Namentlich ist es der Unterschied zwischen Physischem und Psychischem und den für beide geltenden wissenschaftlichen Begriffsbildungen, der zu Vermengungen und Verirrungen geführt hat; und dies um so leichter, als psychische Vererbung zunächst nicht an elementaren sondern überwiegend an höchst komplexen Erscheinungen beobachtbar ist, denen mit naturwissenschaftlich exakten Methoden am schwersten beizukommen ist. Psychische Vererbung setzt als Urtatsache das Vorhandensein psychischer

Gleichheit oder Ähnlichkeit bei Verwandten voraus; man ist versucht hinzuzufügen: gegenüber einer vergleichsweise geringen Ähnlichkeit bei nicht verwandten Personen (unter Berücksichtigung auch des Milieueinflusses). Aber hier berühren wir offenbar schon einen wunden Punkt. Denn von einem solchen Vergleich in irgendwie zwingender Form kann wohl kaum je die Rede sein. Wir begnügen uns also mit einer Ähnlichkeit der Verwandten überhaupt. Verwandtschaft selbst ist kein psychologischer sondern ein biologischer Begriff, der auf die Abstammung eines Individuums von einem Elternpaar, letztlich auf die Vorgänge der Zeugung und Befruchtung zurückgeht. Diesen Vorgängen ist von seiten der Biologen in den letzten Jahren und Jahrzehnten ein sehr lebhaftes Interesse zugewandt worden, und man hat immer und immer wieder versucht zwischen dem Mechanismus der Zellteilung, der Keimbildung usw. einerseits und den beobachteten Regelmäßigkeiten in den Vererbungerscheinungen bei verschiedenen Organismen andererseits Zusammenhänge und Übereinstimmungen aufzudecken. Hierbei spielt der Begriff der Erbinheit eine wichtige Rolle, was verständlich wird, wenn man bedenkt, daß sich exakte Untersuchungen natürlich nur ausführen lassen, wenn die biologischen Merkmale, um deren Vererbung es sich handelt, bestimmt genug umschrieben oder von hinreichend einheitlicher Beschaffenheit sind, so daß sie eine zählende oder messende Feststellung der Erbeeinflüsse gestatten. Merkmale, die ohne jede feste Umgrenzung in einander übergehen und keinerlei qualitativ, geschweige denn quantitativ abgestuftes System bilden, setzen natürlich in dem Maß wie sie eben dies tun, jeder gesicherten Feststellung einer Vererbung Widerstand entgegen. Nun bemerkt man leicht, daß es auf körperlichem Gebiet eine ganze Reihe solcher Merkmale von mehr oder minder einheitlicher Natur gibt: Augen- und Haarfarbe, Körpergröße und -kraft, Rechts- oder Linkshändigkeit, ferner gewisse Mißbildungen und Krankheiten usw. Auch ist hierbei zu bemerken, daß man bei Merkmalen wie den eben genannten wenig oder gar nicht mit der bekannten Schwierigkeit der Entscheidung, ob angeboren oder erworben, zu kämpfen hat; und schließlich unterliegen die körperlichen Merkmale nur geringen oder doch relativ leicht in Rechnung zu setzenden Umänderungen infolge der Entwicklung des Organis-

mus von innen heraus. In allen diesen Beziehungen steht es nun zweifellos mit den seelischen Merkmalen schlechter, so daß wir unsere Hoffnungen auf sichere Ergebnisse über deren Vererbung von vornherein nicht zu hoch spannen dürfen. Immerhin enthalten die bisherigen Versuche das hier herrschende Dunkel zu erhellen genug des Interessanten, namentlich was neue Gesichtspunkte und Forschungsmethoden betrifft, so daß man nicht achtlos daran vorbeigehen sollte. Das Studium der psychischen Vererbung wird sich in Zukunft noch schneller als bisher ausdehnen; ihre Bedeutung für zahlreiche Fragen der Pädagogik, der Psychiatrie, der Kriminalistik, der Sozialhygiene usw. wird immer mehr anerkannt, und die allgemeine Psychologie selbst kann darauf rechnen aus der eingehendern Beschäftigung mit diesem Sondergebiet reichen Gewinn zu ziehen. Im folgenden seien einige der wichtigsten Punkte der bisherigen Untersuchungen hervorgehoben.

Man kann 2 oder 3 Hauptverfahren der Ermittlung von Erbeeinflüssen auf seelischem Gebiet unterscheiden: die qualitative Familienforschung, die quantitative Erhebung oder statistische Methode, und schließlich noch die experimentelle Untersuchung, die aber bis jetzt nur untergeordnete Bedeutung hat. Ebenso kann man 3 Hauptfragen unterscheiden: Besteht psychische Vererbung, und in welcher Stärke? Wie verhält es sich damit bei den verschiedenen psychischen Teilfunktionen? Gelten für sie die Regeln der allgemeinen biologischen Vererbungswissenschaft? Der sehr verdiente englische Gelehrte Francis Galton hat als erster rein psychologische Erblichkeitsuntersuchungen größeren Stils ausgeführt. Er sammelte ein umfassendes biographisches Material über berühmte Männer in verschiedenen Berufen und stellte eine Reihe statistischer Berechnungen an, unter anderm über die Verteilung der Begabung auf die verschiedenen Verwandtschaftsgrade. Ferner versuchte er mehrere Vererbungsgesetze abzuleiten, die durch die Forschungen anderer gewisse Einschränkungen erfahren haben, namentlich durch diejenigen Mendels, der (an Pflanzen) nachwies, daß es neben einer »Mischvererbung«, bei der sich die Eigenschaften der Eltern im Kind zu einem Durchschnittswert vermischen, eine »alternierende« Vererbung gibt, bei der die Eigenschaften des Kindes bloß dem einen Elter fol-

gen. Bedeuten a und b die beiden Elterneigenschaften, so ist das übliche mathematische Verhältnis hier dies, daß die erste Nachkommengeneration ganz den Mischtypus ab zeigt, von der zweiten Generation aber nur die Hälfte ab , und je ein Viertel die Eigenschaften a respektive b . Neben dieser Spaltungsform wird noch eine andere beobachtet, bei der eine Mischung äußerlich überhaupt nicht bemerkbar wird. Man nimmt hier an, daß die eine (schwächere) Eigenschaft durch die andere (stärkere), die allein hervortritt, in Latenz gehalten wird, bis sie wieder, infolge fortschreitender Entmischung der Keimelemente, allein vorkommt und nun auch wieder äußerlich erscheint; jene schwächere nennt man die rezessive, diese stärkere die dominante Eigenschaft. Man hat sich vielfach bemüht die Gültigkeit der Mendelschen Regeln für die Vererbung beim Menschen zu erweisen. Doch ist davon wenigstens auf psychischem Gebiet nicht allzuviel zu halten, in Anbetracht der Schwierigkeit auf psychischem Gebiet ganz exakte Messungen der Eigenschaften vorzunehmen. Geleitet von dem Gedanken, daß die planvolle Beeinflussung der Vererbung beim Menschen von großer Bedeutung für die Um- und Höherbildung der menschlichen Gesellschaft sein müsse, hatte Galton in London ein Eugenics Laboratory gegründet, aus dem in letzter Zeit, unter Führung seines Direktors Pearson, eine große Zahl statistischer Arbeiten über Vererbung hervorgegangen ist, namentlich solche, die das Verhältnis der Vererbung physischer zu der psychischer Eigenschaften betreffen. Pearson hat sich insbesondere auch um die mathematische Ausarbeitung der Methode (die sogenannte Korrelationsstatistik) verdient gemacht. Von sonstigen hierher gehörigen Untersuchungen ist vor allem noch die Erblichkeitsenquete der beiden holländischen Forscher Heymans und Wiersma zu nennen. Sie erhielten ihr Material dadurch, daß sie, hauptsächlich unter Ärzten, eine Enquete veranstalteten, mit der Anweisung von den Mitgliedern einer Familie, die dem jeweiligen Empfänger des betreffenden Fragebogens genügend bekannt sein sollte, eine genaue charakterologische Beschreibung zu geben. Eine Liste, auf der nach dem Vorhandensein oder Fehlen von etwa 100 Eigenschaften gefragt wurde, diente als Unterlage hierzu. Obgleich eine solche Methode mehrere Fehlerquellen hat, die auf der Hand liegen, so haben diese

Untersuchungen doch das größte Interesse erweckt und vielseitig anregend gewirkt. Die beiden Forscher berechneten für jede Eigenschaft einen Erblichkeitsindex, ein Maß für die Wahrscheinlichkeit ihrer Vererbung, und erhielten natürlich auch zahlreiche Hinweise auf die Gesetze des gleichzeitigen Auftretens verschiedener Eigenschaften usw. Gleichgeschlechtliche Vererbung fand sich häufiger als getrenntgeschlechtliche, der mütterliche Erbeinfluß etwas stärker ausgeprägt als der väterliche; die Erblichkeit der mit Körperfunktionen eng verbundenen Temperamenteigenschaften erwies sich als sehr schwach, die der moralischen Anlage als stärker, die der intellektuellen am stärksten, und dergleichen mehr. Die Methode der Familienforschung wird seit langem insbesondere von Psychiatern und Kriminalisten angewandt. Am bekanntesten sind die Geschichten der Verbrecher- und Psychopathenfamilien Jukes und Zero. Neuerdings hat der Amerikaner Goddard eine Studie über die Familie Kalikak veröffentlicht, in der er die gesamte Nachkommenschaft eines Mannes untersucht, der durch zwei verschiedene Frauen der Ahnherr zweier Linien von Abkömmlingen wurde; die eine Linie enthält fast ausnahmslos angesehene, tüchtige Bürger, die andere in allen Generationen Menschen mit geistigen Defekten mannigfachster Art. Andere Autoren haben sich mit Familien beschäftigt, in denen eine besondere Begabung vorkam; doch ist zu sagen, daß man gegen jeden Versuch einer Ableitung oder auch nur Plausibelmachung eines Genies aus seinen Vorfahren und Verwandten äußerst skeptisch sein sollte. Das Streben mancher phantasievollen Familienforscher hier Zusammenhänge im Sinn von Erklärungsgründen aufzudecken muß fast unvermeidlich auf Abwege führen. Die Frage nach dem Verhältnis von Milieu und Vererbung spielt naturgemäß in fast allen Arbeiten über psychische Vererbung eine Rolle. Die Ansichten gehen hier bekanntlich ziemlich weit auseinander. Die exakten Untersuchungen der letzten Zeit haben zweifellos die Tendenz den Anteil der Vererbung als den wichtigeren erscheinen zu lassen. Man muß sich jedenfalls davor hüten die Frage allzu summarisch zu beantworten, sollte vielmehr stets die Besonderheit jedes einzelnen Falles im Auge behalten. Daher sei auch auf die nähere Behandlung dieses Gegenstands an dieser Stelle verzichtet.

Die letzte größere Arbeit auf diesem Gebiet (Über Vererbung psychischer Fähigkeiten, im 3. Band der Fortschritte der Psychologie) rührt von W. Peters her, der als Material für seine umfangreichen statistischen Berechnungen die Schulnoten von Volksschülern, deren Eltern und zum Teil auch Großeltern verwendete, indem er sie mit einander verglich und so die Erbeeinflüsse auf dem Gebiet der Schulleistungen oder der Schulfähigkeit, und damit zum Teil der allgemeinen Begabung, feststellte. Von den Ergebnissen der Untersuchung sei das Folgende erwähnt. Berechnet man aus den Noten der beiden Eltern ein Mittel und aus den Noten aller Kinder von Eltern mit dem gleichen Mittel einen Durchschnitt, so zeigt sich deutlich, daß die Durchschnittsnote der Kinder um so schlechter ist, je schlechter das Elternmittel ist. Es ist nun für die Durchschnittsnote der Kinder und für die Häufigkeit, mit der bei ihnen gute und schlechte Noten vorkommen, nicht gleichgültig, aus welchen einzelnen Noten sich ihr Elternmittel zusammensetzt. Haben beide Eltern die gleiche Note, etwa beide mittlere Noten, dann haben auch mehr Kinder mittlere Noten, als wenn der eine Elter eine bessere, der andere eine schlechtere Note hatte. In diesem zweiten Fall kommen die besseren und schlechteren Noten bei den Kindern häufiger vor, die mittleren Noten seltener als im andern Fall. Man muß aus diesen Tatsachen folgern, daß die Vererbung der elterlichen Fähigkeiten auf die Kinder keineswegs immer auf einer Mischung der elterlichen Erbkualitäten beruht. Zumindest muß es neben der Mischung auch eine alternierende Vererbungsweise geben, bei der nur der eine Elter die Fähigkeiten von Nachkommen beeinflusst. Es kommt weitaus häufiger vor, daß ein Kind in allen Schulleistungen bloß dem einen Elter folgt, als daß es in einem Teil der Leistungen von dem einen Elter, in dem andern Teil von dem andern Elter bestimmt ist. Es kommt ferner häufiger vor, daß in einem einzelnen Lehrfach der Erbeeinfluß eines der Eltern die ganze Nachkommenschaft bestimmt, als daß sich beide Eltern in die Beeinflussung teilen. Untersucht man den Einfluß des Geschlechts auf die Vererbung, so zeigt sich zunächst, daß die Mütter im allgemeinen einen stärkern Einfluß auf die Kinder (beiderlei Geschlechts) ausüben als die Väter, ferner daß bei den Töchtern der elterliche Erbeeinfluß etwas stärker zutage tritt als bei den

Söhnen. Das gilt sowohl vom Erbeeinfluß der Mutter wie von dem des Vaters. Sieht man von dem stärkern Erbeeinfluß der Mutter und der stärkern Beeinflussung der Töchter überhaupt ab, dann bleibt eine stärkere Erbwirkung der Väter auf die Söhne und der Mütter auf die Töchter zurück. Vergleicht man mit dem Mittel der Noten der Großeltern den Durchschnitt der Noten der Kinder (Enkel), so findet man diese Durchschnittsnote im allgemeinen um so schlechter, je schlechter das Notenmittel der Großeltern war. Vergleicht man nur Kinder von in ihren Leistungen gleichen Elternpaaren, deren Großeltern jedoch in ihren Leistungen verschieden waren, so zeigt sich dies: Hatten die Großeltern im Mittel schlechtere Schulleistungen, dann ist auch die Durchschnittsnote der Kinder schlechter, hatten die Großeltern bessere Leistungen, dann findet man solche im Durchschnitt auch bei den Kindern, obwohl die Elternpaare in beiden Fällen gleich waren. Die Geschwister zeigen unter einander eine größere Ähnlichkeit in ihren Leistungen als die Leistungen von Kindern und Eltern. Brüder unter einander und Schwestern unter einander sind in ihren Leistungen ähnlicher als Geschwister von verschiedenem Geschlecht. Die Geschwisterähnlichkeit ist beim weiblichen Geschlecht größer als beim männlichen. Peters schließt mit der Bemerkung: »Daß die hier nachgewiesenen Ähnlichkeiten in der Hauptsache nicht auf der Wirksamkeit des gleichen Milieus beruhen können sondern Vererbungserscheinungen sind, zeigen uns 1. die Tatsachen, die als Phänomene der alternierenden Vererbungsweise gedeutet wurden, 2. die verschiedene große Ähnlichkeit zwischen Eltern- und Kinderleistungen in verschiedenen Lehrfächern, 3. der Einfluß des Geschlechts auf die Ähnlichkeit der Leistungen, 4. der Einfluß des Altersunterschieds auf die Ähnlichkeit von Geschwisterleistungen, 5. der Einfluß der Großeltern auf die Leistungen der Enkel, der auch dort zutage tritt, wo ein Unterschied in den Leistungen der Elternpaare nicht besteht.«

X
Kurze Chronik Die Berliner Zentralstelle für Volkswohlfahrt beabsichtigt sich in größerm Umfang mit der Frage der Berufsberatung zu befassen und zu diesem Zweck auch ein psychologisches Institut einzurichten, um die Grundlagen der Berufsberatung wissenschaftlich festzu-

legen. In dem von der Zentralstelle eingesetzten Arbeitsausschuß befindet sich als Psychologe Dr. Brahn (Leipzig). × Der Münchener Privatdozent der Psychologie Dr. Gustav Kafka wurde zum außerordentlichen Professor ernannt. × Als Privatdozent für Psychologie und Philosophie habilitierte sich an der Frankfurter Universität Dr. H. Henning mit einer Arbeit über Geruchspsychologie.

×
Literatur ×

In der Sammlung Aus Natur und Geisteswelt / Leipzig, Teubner / sind zwei psychologische Einführungsschriften erschienen, die einander in glücklicher Weise ergänzen: Einführung in die experimentelle Psychologie von N. Braunshausen und Einführung in die Psychologie von E. von Aster. Freilich wird ein Laie durch solche Einführungen schwerlich psychologisch denken lernen, aber zum Zweck der Kenntnisaufnahme der wichtigsten Ergebnisse der psychologischen Wissenschaft können solche Schriftchen ganz gute Dienste leisten; die beiden obengenannten dürfen für diesen Zweck jedenfalls empfohlen werden. × In einem andern Bändchen der gleichen Sammlung behandelt G. Sommer die geistige Veranlagung und Vererbung, aber mehr vom Standpunkt des Biologen und Naturphilosophen als dem des Psychologen, und nicht immer mit der wünschenswerten Klarheit des Zusammenhangs. × Das 2bändige Werk Th. Ziehens Grundlagen der Psychologie / Leipzig, Teubner / dürfte unter den Fachleuten nicht viel freudige Zustimmung finden, noch weniger auf den Fortgang der psychologischen Forschung einen nennenswerten Einfluß ausüben. Der 1. Band sucht zu zeigen, welchen Weg man zu gehen hat, um durch Zerlegung des Gegebenen (der Gignomene) zu einer Bestimmung des Psychischen zu gelangen; der 2. Band beschäftigt sich hauptsächlich mit der Einteilung des Psychischen. × In einer kleinen Schrift Der weibliche Typus als Problem der Psychologie und Pädagogik / Leipzig, Teubner / sucht Dr. Karl Haase diesen Typus zu kennzeichnen. Er behandelt hauptsächlich das typisch weibliche Verhalten der ältern Schülerin auf religiösem, ethischem und ästhetischem Gebiet und stellt entsprechende Forderungen für den Unterrichtsstoff und -betrieb in den höheren Mädchenbildungsanstalten auf. × Im Verlag von Wendt & Klauwell in Lan-

gensalza beginnt eine Zeitschrift Deutsche Psychologie, herausgegeben von Fritz Giese, zu erscheinen. Die Neugründung eines solchen Organs unter den gegenwärtigen Verhältnissen mutet ebenso sonderbar an wie der Titel, zumal wir über eine völlig genügende Auswahl von psychologischen Zeitschriften verfügen, durch deren Vermehrung die zweifellos bestehende Überproduktion auf psychologischem Gebiet nur gefördert wird. Daß diese Psychologie auf braunem statt auf weißem Papier gedruckt ist, hat wohl nicht als spezifisch deutsch zu gelten.

KUNST

Dichtkunst / Max Hochdorf

Merill † Vier Tote: Stuart Merill in Frankreich, Marie von Ebner-Eschenbach in Österreich, Gustav Falke in Deutschland und Carmen Sylva in Rumänien. Sie waren, jeder für sich, Inhaber eines Namens, der eine ganze Dichterart, ein poetisches Geschlecht darstellt, das mit ihrem Tod die stärksten, beinahe die letzten Kräfte verliert.

Stuart Merill, ein amerikanischer Schotte, der in Paris heimisch geworden war, blieb der letzte Dichter unter den französischen Symbolisten. Merill, der Freund Oscar Wildes, der Gemmen und Fasten und Herbstlieder geformt hat, liebte Deutschland sehr. Er hat in München für Wagner gelitten, er hat die Mythologie der Deutschen, Wagner nachahmend, symbolisiert. Aus jener glücklichen Zeit stammte er noch, da Frankreichs Dichter keine Furcht hegten sich von deutscher Musik begeistern zu lassen. Merill hat diese Neigung niemals verleugnet, und der Meister all dieser sehr strengen Formkünstler, José Maria de Hérédia, pries als Meisterstück jenes Gedicht Merills, das Lohengrin genannt war.

×
von Ebner-Eschenbach † Marie von Ebner-Eschenbach, die nun, fast 86 Jahre alt, am 12. März gestorben ist, geriet in die schlimmste Zeit der deutschen Dichtung, als sie selber zu schreiben begann. Obwohl sie zum alten Hofrat Grillparzer ihr erstes Drama tragen durfte, hatte sie wenig von der überpersönlichen Spätromantik des Wiener Sonderlings. Denn sie versuchte schon als junge Frau sich von den Überlieferungen zu befreien und gerechter, man möchte sagen: objektiver, die Menschendinge anzusehen und

künstlerisch zu formen. Über ihre ersten Tragödien ist sie sehr bald zu einer gelassenen Schriftstellerei gelangt. Und hier eignete sie sich Kreise, Menschenschicksale und Meinungen an, die ganz das Gegenteil ihrer Umgebung bedeuteten. Sie suchte seelisch elende und vom irdischen Glück benachteiligte Menschen auf, Verstoßene, Findelkinder und Frauen, die im Lebensglück zurückgeblieben waren. Über solche Wesen schüttete sie eine matronenhafte Liebe, und auch die Hundekreatur schloß sie in ihr Erbarmen ein. Für diese Welt, für deren Beziehungen zur Natur und Gesellschaft, erfand sie eine Sprache, die weicher war als Gottfried Kellers oder Gotthelfs gedrungener Stil, die aber bildhafter und weniger schwülstig als Berthold Auerbachs sentimentaler Stil blieb. Solche Eigenschaften machten aus der Dichterin des Gemeindeguts, des Crambambuli und der Lotti der Uhrmacherin eine Meisterin der Erzählung. Sie hatte nicht den ungeheuer weit sehenden Blick Emile Zolas, sie hatte auch nicht das tiefgrabende soziale Gewissen des Franzosen. Im Temperament, in der Weltanschauung und in der Ästhetik der Ebner-Eschenbach lebte ein bedeutendes Korn jener Art, die Mommsen und Ranke und Hermann Grimm, Deutschlands feinfühligste Historiker, verband. Darum ist es kein Wunder, daß gerade Männer solchen Schlages den Ruhm der Dichterin verbreitet und ihr den Weg in die Unsterblichkeit geebnet haben. Erich Schmidt ist hier als Lobredner der Ebner besonders zu nennen. Sie war schlicht, sie liebte die wohlausgeformte Periode eines Satzes, sie schärfte sehr gern einen Sinnspruch. Und da sie sich nicht allzusehr von einem gewinnenden Freisinn entfernte, ist sie die heute noch vollgültige Führerin der geistigen Mittelklasse (das Wort in seinem guten Sinn genommen). Über einer zahlreichen Menge schwebt der Geist dieser bedeutenden Frau, und da sie körperlich verschwunden ist, werden ihr Erinnerung und Verehrung noch lange nachfolgen.

×
Falke †

×
Als sich Mynheer der Tod am 8. Februar zu dem 62jährigen Freund Detlevs von Liliencron gesellte, da entführte er ein sehr fruchtbares lyrisches Talent. Gustav Falke ging zwischen all den Lyrikern unserer Tage als ein Hüter des sanften Stormstils daher, als ein recht behutsam feilender Poet, der sich der

Stille widmete und eine sehr gepflegte Reimkunst zum Feiern der Bürgerfreunden verwendete. Falkes Gedanken, sein Empfinden und seine Metaphysik gefielen jedem ordentlichen Mann und mehr noch jeder braven Frau. Sie waren der gute Alltag, sie waren sogar das holde Mittelmaß. Doch klang sein Lied stets als Begleitung eines Menschen, der nicht der Einfalt verfällt. Ein Dichter kann nämlich sehr ungezwungen und der Menge willkommen sein, ohne daß er platt wird. Falke verstand das außerordentlich gut. Jeder Dämonie abhold, folgte er den artigeren Begebenheiten der Liebe, der Jahreszeiten, des Lebens und des Sterbens. So erfüllte er als Dichter eine vornehme Bürgerpflicht und geriet derart in die Achtung der Regierenden, daß sie ihm einen bescheidenen Sängersold auswarfen. Carmen Sylva ist als höchste Vertreterin jener Dichtung gestorben, die für Erzieherinnen hohe Erbauung bedeutet. Falke tat den Männern des politischen und poetischen Freisinn und deren Anhang viel besser genug als das seine geringeren Nachfahren je tun werden.

×
Carmen Sylva † Die rumänische Königin starb am 2. März in ihrem 73. Lebensjahr. Sie war

die unglaublich fruchtbare, sehr persönliche Dilettantin, die ihre eigenen Regungen mit denen der ganzen Menschheit verwechselte. Das hätte eine Tugend sein können, wenn die Energie der Königin im Aufsuchen der Öffentlichkeit von einem gleich wertvollen Talent getragen gewesen wäre. Elisabeth von Rumänien, die der Hurligkeit einer Schreibmaschine hohes Lob gesungen, hat behauptet, daß Dichten ihr ein Lebensbedürfnis gewesen sei. Aber was sie als Drama, Roman oder Lyrik bezeichnete, war eher Improvisation als ein Gebilde von Kunst. Carmen Sylva konnte ihre Improvisationen einer nicht wählerischen Welt anmutig darbieten. Die meisten ihrer Werke enthalten das Wörtchen mein im Titel: Mein Rhein, Mein Penatenwinkel usw. Daraus ergibt sich eine Aufrichtigkeit, die das anekdotische Interesse wecken kann. Die Königin, die auch im Wohltun manches geleistet hat, ließ die Juden ihres Landes zum Entsetzen der menschlich Empfindenden unmenschlich quälen. Sie war nicht schuld daran, daß das in ihrem Königreich geschah. Aber es ist ein Symbol, daß die finstere Wirklichkeit da arbeitete, wo diese Frau liebliche

Idyllen besang. Man hat sie eine frohe Natur genannt. Das ist nicht allzu weit von einer spielerischen entfernt.

X
Kriegslyrik Die Tat soll den Gedanken und das Gefühl entzünden. X

Weil die Menschenschicksale im Krieg so mächtig und aus der Gewöhnlichkeit schleudernd wirken, will die Hoffnung nicht schwinden, daß auch sehr bald ein herrlicher Dichternachklang all des Überbedeutenden kommen muß. Die Ästhetiker hofften, aber sie empfinden eine große Enttäuschung. Die Bescheideneren unter ihnen beeilen sich daher das kleinere Talent zur hohen Gemeinschaft hinaufzuheben. Die Ernsteren und mehr an der Vollkommenheit Haftenden suchen noch immer nach dem dichtenden Genie, das der Krieg schaffen sollte. Vielleicht wird dieser sammelnde Geist, diese aufspeichernde Seele später einmal erscheinen, wenn alle Wunden schon verblutet und geheilt, wenn die Schützengräben wieder Ackerland und Gartentrift sein werden. Vorläufig sprachen nur die Befürworter des Tages. Sie stammten aus allen Klassen und Bekenntnissen. Daß zu dieser Kriegsdichtung zahlreiche, sonst in der Fabrikarbeit aufgebrauchte Proletarier beisteuern, mehr zum Versgreifende Proletarier als etwa in Friedenszeit, das scheint nur auffällig. Denn der Krieg, der den einzelnen Mann für immer beseitigen und aus jeder Ruhe und Festigkeit herauswerfen kann, bringt auch viele Tage der Besinnlichkeit. Menschen, die früher nie Muße hatten ihr Nachdenken und den Herzschlag zu behorchen, gewinnen manchmal durch den heutigen Krieg solche Freiheit (Stellungskrieg, Lazarett usw.). Auf solchem Umweg dringt der kriegführende Proletarier in das Gelände seines Innern ein.

So geschah es, daß der Kesselschmied Heinrich Lersch ein Kriegsdichter wurde, der sein Büchlein mit einem bewegenden Schwung Herz, aufglühe dein Blut! nannte /Jena, Diederichs/. Er weihet seine Sammlung mit einem Leitspruch Walt Whitmans ein. Ein Zeichen seiner eigenen und nicht durch Überlieferung ermatteten Natur ist die an religiösen Bildern reiche Sprache. Während Prediger und Fürsten, Abgeordnete und Zeitungsschreiber das an den Himmel verankerte Wörterbuch emsig und sklavisch ausgeschöpft haben, erfindet sich Lersch die eigene Sprache fürs Überirdische. So bietet sein Vers einen Gewinn, wenn auch kein Zweifel

darüber bestehen kann, daß die Minuten des bedeutenden Aufschwungs für Lersch nicht häufig waren. Einen Jüngling betrauert er:

»Dein Leib ruht auf feindlicher Flur,
Du weilst in den seligen Fernen,
Und wir senden dir zu den Sternen
Unsere heiligen Racheschwur.«

Nun entsinkt die reine, sprachschöpfende Stimmung. Die 5 bis 6 Gedichte, die ihm glückten, die einer geheim-hohen Eingebung und Kraft entsprangen, werden durch mittelmäßiges, schon ins Kriegliterarische abschwenkendes Verse machen abgelöst. Und gerade deshalb liegt der ästhetische Fall des Schmiedes Lersch ganz anders als ihn der einführende Julius Bab zu sehen glaubt. Für den Dichter Heinrich Lersch ist der Krieg eher ein Schaden als eine Förderung gewesen. Denn dieser Mann, der in die seelentötende Tagesnot hineingeboren wurde, kam wirklich mit einem Kunstinstinkt zur Welt. Er mußte der Masse folgen, während es ihn nach der Einsamkeit lockte. Er mußte die vom Lohnntarif bestimmte Erdenanschauung erlernen und pflegen, während es ihn ins Priesterliche, Weltenferne hinausrief. Das Allerirdischste aber, der Krieg nämlich, hat den Dichter Lersch nicht begünstigt sondern zerstört. Wo Lersch sich dem Krieg unterwirft, besser noch, wo er vom Krieg übertäubt wird, da gesellt er sich zu den Fachschriftstellern des Kriegerischen. Wo er sich gegen den Krieg aufrichtet, redet erst aus ihm die ungebrochene Stimme:

»Mein Kamerad Franzos, dich traf ich gut!
Du mußt nicht böse sein, daß ich dich schoß;
Ich bin dein Bruder, ja, bin dein Genöß;
Wir sind erlöst durch eines Gottes Blut.«

Proletarier ist auch Karl Bröger, der mit Volkstonlyrik sein Büchlein benennt Kamerad, als wir marschiert /Jena, Diederichs/. Von Brögers Gedichten wird jener vielzitierte Psalm bleiben, den er für seine Vaterlandsliebe sang, eine Art Gebet, ein Glaubensbekenntnis, das den Parteienhaß verschwört:

»Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
Bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
Als man uns rief, da zogen wir schweigend fort.
Auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort
Deutschland.«

Alles übrige ist Fachliteratur. Nicht weniger als die geschickt verfertigten, einem reimefrohen Tambourtemperament entspringenden Verse Oskar Wöhrlers Als ein Soldat in Reih und Glied /Berlin, Fleischel/. Es folgen die Schriftbeflissenen, denen

Studium und Beruf die Feder reichen. Sie wollen auch im Krieg ihre Tüchtigkeit beweisen. Hans Fr. Blunck ist ein nach Volkstümlichkeit verlangender Rassenromantiker (Sturm überm Land / Jena, Diederichs/). Er kann kein Ährenfeld seiner niederdeutschen Heimat träumen und sehen, ohne daß ihm die Historie in die Gedanken wandert. Solche Gesinnung liefert eine gewisse Verbissenheit in alte Formen, eine weit-ausholende, berauschende Ungerechtigkeit beim politischen Urteil über Freund und Feind. Blunck ist ein so begeisterter Liebhaber (Dilettant), daß er seine Abhängigkeit gar nicht bemerkt; und trotzdem fliegt er zwischen Schenkendorf und Lissauer einher. Er besitzt gar keinen Stil, weil er alle Stile hat. Rudolf Alexander Schröder, der in altertümlicher Metrik eine bildlichere Kriegsliryk pflegt, war nicht enthaltsam genug, als er dem Blunckschen Bändlein sein empfehlendes Kameradenwort vorausschickte.

Solcher uferlosen Romantik, die ihre Einflüsterungen aus böser, fast kindlicher Rassenpolitik, aus einer schwärmerischen, aber blinden Heimatliebe, aus einer bedrückenden Unkraft zur originalen Kunstform und endlich aus einer nicht lobenswürdigen Gewissenlosigkeit im Ästhetischen entleiht, steht einige Kriegsliryk von Frauen gegenüber. Ricarda Huch und Isolde Kurz haben in diesem Krieg Verse gedruckt, die schön und rührend aufs allgemein Menschliche und Gütige zielen. Die jüngere Erna Grautoff übt das gleiche Liebeswerk der moralischen Befestigung (Verse einer Frau aus dem großen Kriege, Privatdruck). Da sie sich nicht in die großen Händel mischt sondern ihrem besondern Gemüt treu bleibt, werden ihrer innigen Dichtung alle Entgleisungen und überschrien Töne erspart. Alle die vom Krieg Betroffenen, die Alten und die Jüngsten, sie sprechen das letzte Wort, das ihnen Erna Grautoff in den Mund legt:

»Ja, vor dieser Größe schweigen
Wunsch und Weh, Gebet und Bangen,
Und die offenen Hände steigen
Auf, die Zukunft zu empfangen.«

× Neuauflagen Die Philologen, die psychologisch geschult und mit Soziologie und Naturwissenschaften vertraut wurden, sind heute überall bemüht die seelischen Einzelheiten und lebendigen Stimmen der antiken Menschheit aufzuzeigen. Von dieser Art ist auch Walter Amelung, der

die Dramen des Sophokles jetzt neu herausgibt /Jena, Diederichs/. Der 1. Band ist vor kurzem erschienen, und es ist wieder eine schöne Ausgabe, wie man sie bei diesem Verlag gewohnt ist. Was der fleißige Übersetzer und Deuter des Sophokles aus Eigenem dazugetan hat, wird man freilich nur mit Zögern genießen. Wenn er zum Beispiel den Ödipusstoff begreiflich machen will, so legt er sich, beinahe nach einem Zolaschen System, die Familientragödie des Königs Laios und der Iokaste zurecht. Amelung scheut sich nicht seinen sorgfältigen, von der Sprachkraft nicht immer geschaffenen Verdeutschungen der Ödipusspiele und der Antigone ein Vorspiel vorzuschicken. Das macht allerdings eher seinem philologischen Gewissen Ehre als seinem poetischen Talent. Es handelt sich dabei eher um gelehrte Beweisstücke als um Dichtung. Die besten unserer klassischen Philologen rühmen trotzdem Amelungs Arbeit, weil er sich auf Textkritik und tüchtige Erklärung versteht. In dem Laiosspiel, das den Ödipuskreis nun ausführlich erläutert, begegnen sich die verstorbenen Leiber mit den Urseelen, ehe die Scheidung am Ufer des Styx geschehen ist. Laios, der den Pelopiden Chrysispos verbrecherisch geliebt und dadurch Iokastens Unheil und das des Ödipus heraufgebracht hat, erzählt selber. Der Stil dieser Sprache ist aber ein seltsames Gemisch aus den Stilen der Jahrhunderte. Der Erfinder und der Übersetzer Amelung ist nicht kühn genug, um sich von einem klassizistischen Deutsch loszulösen. Der Sprachkünstler ist aber auch nicht vorsichtig genug, wo es gilt die Lauterkeit der Sprache zu bewahren. Man lese zum Beispiel eine Stelle, die in wenigen Worten all das Gemisch erweist:

»Doch wehe
Dem, der auf lichten Höhen stehet,
Im Busen den Wurm —«

Das sind Wendungen, die von Schiller bis zu Anzengruber reichen. Des Laios Werbung um Iokaste hat wieder Troubadourswendungen. In der Übersetzung selber stört am meisten aber die Bewahrung des stummen e mit rhythmischem Wert. Stehet, gehet, bleibet usw.: das sind Füllsel, die selbst der gebendste Epigone heute vermeiden müßte.

× Kurze Chronik Der verdienstvolle Danteforscher Professor Dr. Paul Pochhammer ist am 1. März, 75 Jahre alt, in Berlin-

Lichterfelde gestorben. × In Nicaragua starb der Lyriker Ruben Dario im Alter von 49 Jahren. Er hat die Art Verlaines und Mallarmés in die spanische Dichtkunst getragen. × In London starb der 73jährige amerikanische Romanschriftsteller Henry James. Er schilderte in seinen Büchern die Vorurteile und Laster der Alten und der Neuen Welt: im American den Adelshochmut, in den Europeans die Jagd der Europäer nach dem amerikanischen Dollar. × Am 28. März starb in München Dr. Georg Hirth. Er ist 74 Jahre alt geworden und war als Schriftsteller wie als Verleger eine bemerkenswerte Persönlichkeit. Er hat die Jugend gegründet (die freilich veraltet erschien, als kurz darauf der Simplicissimus auf den Plan trat), eine Reihe interessanter Schriften veröffentlicht und dem geistigen Leben Münchens große Bereicherung gegeben. × Den Preis der Deutschen Shakespearegesellschaft erhielt der Dresdener Schriftsteller Christian Gaehde für sein Werk Garrick und seine Zeit. × Die Gedichtsammlung des Mediziners und Lyrikers Gottfried Benn, die nach der Morgue benannt wurde und vor 5 Jahren erschien (siehe diese Rundschau, 1912, 2. Band, pag. 766 f.) ist jetzt verboten worden.

× **Literatur** Grillparzers Sappho und besonders die Medea sind der Braut von Messina viel eher verwandt als der Goetheschen Iphigenie. Der reife Schiller, der nicht alt werden sollte, war von dem männlichen Goethe verführt worden einen antiken Tragödienstoff zu wählen. Aber es ging damals sehr romantisch in der Schillerschen Phantasie zu. Sie träumte nicht Verklärung, Gleichmaß, Harmonisierung der Leidenschaften, also die Menge der Motive Iphigeniens. Mit romantischer Neugier stieg sie in die Seelen hinein. Goethe, der im Meister seine aufquellende Romantik episch entfaltet, wurde ein vielgeehrter Lehrer der jüngeren Romantiker. Schiller hatte nicht so viel Glück, und die Jungen seiner Zeit taten an dem verkannten Mann ein Unrecht, das erst die spätere Literaturgeschichte gutgemacht hat. Nur Grillparzer fühlte in Schiller den höchst willkommenen Lehrer. Der allerjüngste Grillparzer ergab sich der Schicksalstragödie, der geläuterte suchte die romantische Vertiefung in den antiken Charakteren. Und so sind es die beiden, Schiller und Grillparzer, die vor der wissenschaftlichen Forschung zu

der Ansicht gelangten, es verberge sich eine arg lodernde Leidenschaft, eine sehr sinnliche Begehrlichkeit, eine auf kühnsten Instinkt bauende Sündhaftigkeit im antiken Menschen. Es ist immer wieder lehrreich diese Entwicklung Grillparzers unter Anleitung eines klugen Biographen nachzulesen. Alfred Kleinberg, der aus Minors Schule stammt, verstand es seine Grillparzerstudien ökonomisch zusammenzufassen und so über den Mann und das Werk ein sehr gedruckenes, doch inhaltvolles Büchlein für Teubners Sammlung Aus Natur und Geisteswelt zu schreiben. Grillparzer ahnte alles, was er seinen antiken Stoffen entnahm. Sein Quellenstudium war nicht umfangreich. Die eigene Seele legte er in die fremden Charaktere. Das eigene Bekenntnis und die eigene Sehnsucht schenkte er hin. Weil aber an die Stelle der Vollkommenheit das menschlich zerrissene, echteres Temperament getreten ist, spricht dies antike Drama zu den modernen Menschen noch hinüber. × Der eben verstorbene Berner Schulmann Georg Finsler, der in einem außerordentlich wertvollen Bändchen der gleichen Sammlung (Die Homerische Dichtung) die Ergebnisse der modernen Homerforschung sammelte, hat längst die Theorie abgelehnt, daß in der Ilias und der Odyssee so etwas wie eine Volksdichtung vorliege. Das hat, so ist sein Schluß, keine Masse gedichtet, sondern ein überlegener wohlordnender Künstler, dessen Technik und Anschauung, dessen Charakter und Sprache genau zu erkennen sind. Nur ist anzunehmen, daß Odyssee und Ilias nicht von dem gleichen Künstler geschaffen wurden. Gleichgültig ist die Frage dabei, in welcher kleinasiatischen Stadt der Dichter geboren wurde. Beinahe tröstlich scheint es, daß es mit den Mitteln der Philologie gelang einen genialen Menschen zu entdecken, der den antiken Helden sang dichtete. Ein Geheimnis wurde entlarvt, ein Stück Künstlerseele wurde entschleiert, wenn vielleicht auch für die Erkenntnis der persönlichen Umstände Homers die schöne Legende erhalten muß. Das Wesen der epischen Breite, die von Lessing so schön erläuterten Gesetze der homerischen Beschreibung, die Bildkraft Homers, seine Naturanschauung, all diese Probleme erörtert Finsler kurz und klar. Wenn Troer und Hellenen sich bekriegten, dann wurden die entscheidenden Treffen zwischen den Heerführern selber ausgefochten. Das gleiche liest man noch bei Milton,

im Ariost und im Tasso. Die alten Bräuche sind heute nicht mehr anzutreffen. × Eine Zeitschrift, die den Frieden fördern will und das hauptsächlich durch Aufsätze von dichterischem Schwung besorgt, wird von Henri Guilbeaux in Genf herausgegeben. Sie trägt den tröstlichen Titel *Demain / Genf, Jeheber /*.

Bühnenkunst / August Döppner

Strindbergs Traumspiel In dieser Rundschau (1915, 3. Band, pag. 1267 ff.) wurde anlässlich einer Übersicht der Berliner Strindbergaufführungen die Forderung ausgesprochen, daß jedes einzelne Werk Strindbergs aus der Kenntnis des ganzen Strindbergs verstanden und gespielt werde. Das Theater in der Königgrätzer Straße, dessen ernstes Bemühen um den großen Schweden nicht genug anerkannt werden kann, brachte jetzt das Werk, das synthetischer und aussagender ist als die anderen: das Traumspiel. Wie verhielt sich die Aufführung zu der Forderung?

Rausch und besonders Der Vater waren eine gute Vorarbeit. Man hatte aus ihnen gelernt, daß Strindbergs Wahrheit nicht mit gewohntem Material auf gewohntes Material gezeichnet werden kann, auch mit dem besten Eifer nicht, aber daß sie wie zufällig plötzlich hinter den Dingen hervortritt, etwa so, wie dem Spaziergänger im Wald, nachdem er stundenlang wanderte, urplötzlich der Wald erscheint, nämlich als er einen Moment stillstand. Mit dieser durch Einfühlen gewonnenen Erkenntnis mag man in die neue Aufgabe getreten sein, Strindberg selbst kam den Suchenden entgegen; durch die Deutlichkeit des Unsichtbaren in diesem Stück. So gelang die Arbeit. Freilich nur, soweit es überhaupt gelingen kann Strindberg auf eine Bühne zu bringen. Die Rezniceksche Musik, die das Ganze begleitete, hat, wie hier in der Rundschau Musik bereits festgestellt wurde, einen unendlichen Abstand von der Dichtung. Dieser Mangel bedingte den Vorzug: daß sie gar nicht herrschen wollte. Sie war diskret genug, um Zwiespalt zu vermeiden. Sie wirkte wie der bestirnte Vorhang und die Dämmerung des Zuschauerraums. Und nun Rudolf Bernauers Inszenierung. Das Transparent, in dem sich Indras Tochter zur Erde senkte, war doch eine Entgleisung, ein unfreiwilliger Fall ins Menschliche. Ich war bemüht

mich hineinzufühlen; es ging nicht. Aber was danach kam, bis das Licht in der Pause wieder aufflammte, war durchweg gelungen. Die ungeheure Wirkung der Aufführung ist zu dem Teil, das dem Regisseur zufällt, ganz gewiß sein Verdienst. Die Idee dem Traummechanismus gemäß die hervorstechenden Versatzstücke an ihrem Platz zu lassen und nur dem jeweils neuen Zweck anzupassen, also aus dem Baum vor dem Theater einen Kleiderhalter im Advokatenbureau, aus dem Theaterzettel Liedernummertafeln in der Kirche, aus der verschlossenen Tür eine Schranktür werden zu lassen usw., auch im Gesamtbild; diese Idee ist zwar Vorschrift des Dichters. Aber wie sie ausgeführt wurde: daß man es nicht merkte und dennoch merkte, war überzeugend. Und so war auch alles andere gehalten: lautlos und richtig. Natürlich mußte es so sein, daß Menschen, als sie nicht mehr gebraucht wurden, an der Stelle verschwanden, wo sie zuletzt gerade waren, mitten durch eine Wand, daß der Deutlichkeitswechsel in der Motivierung der Vorgänge (von logischer Wirklichkeit zu den Anschlüssen einfacher Sinneseindrücke) auch im Bild herauskam, und die vielen anderen Traumanalogieen, die der Dichter verlangt: Aber es ist ungeheuer schwer dies alles zu geben, ohne es Selbstzweck werden zu lassen. Also sich so weit unterzuordnen, daß der Inhalt des Werkes nicht zu kurz kommt. Zu zeigen, daß nicht im gewohnten Sinn des Wortes geträumt wird, sondern daß wirkliche Vorgänge, daß Wirklichkeit selber Traum ist.

Hier schalten sich die Schauspieler ein. Leider war die wichtigste Gestalt ein Versager. Indras Tochter, unsere vielgeschmähte und verleugnete Seele, ist Liebe, Schauer und mitwissendes Wollen zu Aufstieg, sie ist trotz allem Sichtbarwerden unsichtbar, tief verborgen; ihrer Stimme muß man ganz besondere Melodie anhören: überall muß eben die Seele aus der Inkarnierung schauen. Von diesem Inhalt ist bei Irene Triesch nur wenig zu finden. Sie war ein gequältes Weib, aber nicht Indras Tochter. (Hier gleich eine Bemerkung über die Stimme des Indra: Es ist Theaterbrauch die Götter zu Bauchrednern zu machen. Läßt sich dem nicht abhelfen?) Ganz Bedeutendes schuf Ludwig Hartau. Er war der Offizier. Unsere letzten Jahrzehnte mit ihrer Seelenanalyse und ihrem Wirklichkeitsfanatismus gehören dazu diese unglaubliche Ausarbeitung, möglich zu machen.

Sein Gang, sein Aussehen, seine unwirkliche Stimme, die dann mit einemmal wieder so trocken wirklich war: es wirkte mit jener Überdeutlichkeit mancher Halbschlafhalluzinationen, die plötzlich unheimlich dicht vor uns stehen. Den tiefsten Eindruck aber gab Friedrich Kayßler, der Advokat. Darüber kann man nicht viel sagen. Der Sprecher Kayßler war das ergreifende Erlebnis der unscheinbaren, stillen Pflicht aus Mitleid, aus Mitwissen; der Klang seiner Worte schien in die Abgründe des menschlichen Schicksals zu tauchen. Dies war das Eigentliche der Aufführung. Die letzten Bilder: Schmachsund, Heiterbucht, Riviera, auch das brennende Schloß, auf der Bühne auch schön und redlich gearbeitet, vermochten uns doch nicht mehr zu halten. Die Gedanken schweiften da von dem Gegebenen der Bühne fort, und die Bittschrift des Dichters, unser aller Bittschrift, wurde von uns selber, nicht mehr von denen auf der Bühne vor Brahmas Thron niedergelegt. All dieses Letzte ist eben unaufführbar, wie Faust 2. Teil.

Immerhin war das Ganze der größte Seelenvorgang in der Bühnenkunst dieses Winters. Strindberg ist ein Fanal für den Aufstieg der Menschheit. Zu tief, als daß die Bühne ihm gerecht werden könnte. Aber sie kann zu ihm hinführen, sie konnte in der Königgrätzer Straße noch mehr. Und das ist ein bedeutendes Verdienst in dieser Zeit.

× ×
Berliner Aufführungen Das Lessingtheater führte die »dramatische Dichtung« Ein Spiel vom

Tod von Mechtild Lichnowsky auf. Das Stück ist im Grunde herzlich banal. Szenisch bewies Victor Barnowsky viel Geschick und tüchtige, kunstvolle Arbeit. Ein Reigen wirkte sehr besonders, das Ganze war in jedem Betracht aus dem Vollen geschöpft. Die tüchtigen Schauspieler schufen gutdurchgearbeitete Figuren: ich nenne Theodor Loos als Tod, Kurt Götz als Hausherr, Carl Forest als Leibarzt, vor allem Sybille Binder, ein geflügeltes Geschöpf, als Tänzerin. Dann gab es bei Barnowsky die gutgeschnittene Ecke von Sudermann, ohne Regieprobleme, mit Bassermann in Stockmannart.

In der Volksbühne brachte Reinhardt Viel Lärm um nichts, wie wir es von ihm kennen: Italien, gelbe Häuser, schöne Nachtbilder, Musik und Drehbühne und noch einiges mehr. Her-

mine Körner als Beatrice vielleicht etwas zu schrill, doch ist das Ansichtssache. Ferdinand Bonns Benedikt, der Bösewicht Biensfeldt, auch alle anderen fein und lustig, Auguste Pünkösdy besonders sympathisch. In den Kammerspielen kam Gyges und sein Ring heraus, mit einem Kandaules, wie ihn nur Paul Wegener erschafft, und einem sehr mäßigen Gyges (Reinhold Pasch). Im Deutschen Theater wurde der Herpelz in einer feinen Aufführung herausgebracht. Neben der großen Menschengestalterin Else Lehmann sind Pallenberg, Waßmann, Jannings, Diegelmann, Werner Krauß und Biensfeldt Spieler, die Reinhardt nicht im Stich lassen. Auch eine Fuhrmann Henschel-Vorstellung stand auf erheblicher Höhe. Freilich ist Lucie Höflich keine Else Lehmann; sie gab hier eine Grundböse, wohl kaum den Weibtypus, den Gerhart Hauptmann sah.

× ×

Kurze Chronik In den Berliner Kammerspielen wurde am Nachmittag des 1. April die

Tanzpantomime Das Märchen herausgebracht. Ernst Matray, der Verfasser und Veranstalter, leistete in der männlichen Hauptrolle Erstaunliches. In der weiblichen Hauptrolle zeigte die ganz junge Katharina Sterna, daß man von ihr sehr viel zu erwarten hat. Von der <bedeutenden> Musik Sándor Lászlós wird in der Rundschau Musik die Rede sein. × Ein neues Drama Karl Schönherr's, Das Volk in Not, wird, von Max Grube inszeniert, am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg aufgeführt werden. × Das Deutsche Theater veranstaltet im neutralen Ausland und im Kriegsgebiet Gastspiele. Shakespeare, Schiller, Strindberg und Hauptmann werden aufgeführt; dazu die Troerinnen des Euripides in der Übertragung von Franz Werfel. × Der Zwist zwischen dem Deutschen Bühnenverein und Max Reinhardt, der von der Affäre Körner seinen Ausgang nahm, ist ohne richterliche Entscheidung zum friedlichen Austrag gelangt. Solche Theaterstreitigkeiten sollten in dieser Zeit nicht so breit ausgesponnen werden. × Das Montische Operettentheater in Berlin wird in der nächsten Spielzeit Neues Operettenhaus heißen und unter der neuen Direktion Jean Krens das alte Genre pflegen, da das Wohlgefallen der Theaterbesucher an der Operette nicht geringer zu werden scheint.

KULTUR

Kunstgewerbe / Ernst Jaffé

Gläser

Die Mittelpunkte der Glasveredelung in Böhmen, Haida und Steinschönau, haben, wie hier bereits angekündigt wurde, im Berliner Kunstgewerbemuseum eine Glasausstellung veranstaltet. Der Führer unterscheidet zwischen Kristallglas und farbigem Glas. Ebenso gut kann man einen Unterschied machen zwischen den ausgestellten Nachbildungen alter böhmischer Gläser und den Versuchen mit alten und neuen Techniken Muster aus unserer Zeit heraus zu schaffen. Auch in dieser Ausstellung, auf gewissermaßen klassischem Boden, sind die Nachbildungen in der Mehrheit. Aber wer die Verhältnisse kennt, weiß, daß in Wirklichkeit die neuen Muster noch mehr zurücktreten als es auf der Ausstellung der Fall ist. Gewiß sind solche Nachbildungen noch nicht das Schlimmste. Erhalten sie doch immerhin alte gute Techniken am Leben. Aber sie können einer großen Industrie nicht auf die Dauer lebendige Entwicklung verbürgen. Und darum müssen die Anstrengungen der Fachschulen in Haida und Steinschönau, besonders die erstgenannten, anerkannt werden, weil sie die immer mehr auf exotischen Export und Antiquitätenmacherei eingestellte Industrie an lebendige Kunst und Wertarbeit erinnert haben. Auch in dieser Ausstellung sind die erfreulichsten Arbeiten diejenigen, die sich an Gläser der Fachschulen anlehnen oder nach ihren Entwürfen ausgeführt sind. Daneben wird man auch einige nach Entwürfen von Künstlern wie Margold und Prutscher ausgeführte Stücke gern gelten lassen. Jedenfalls zeigt die Ausstellung, daß die technisch noch immer sehr leistungsfähige Glasindustrie Nordböhmens noch sehr viel zu tun haben wird, um den Hochstand des neuen Wiener Kunstgewerbes oder der besten reichsdeutschen Erzeugnisse zu erreichen. Es ist ja auch fraglich, ob die Industriellen sich dieses Ziel gesetzt haben oder nicht lieber, sobald die Möglichkeit dazu sich bietet, wieder ausschließlich zur weit bequemern Herstellung billigerer Ausführwaren zurückkehren werden.

Eine andere Frage, die im Anschluß an diese Ausstellung aufgeworfen werden muß, ist die, ob die Böhmen recht daran tun immer mehr zur Herstellung und Veredelung des Bleiglasses überzugehen und darüber das spezifisch böhmische

Kaliglas zu vernachlässigen. Dieses ist wegen seiner Farblosigkeit der rechte Ersatz für den Bergkristall, es hat nicht die brutalen Reize des brillierenden Bleiglasses, ist dafür aber härter, kann sehr schwach gearbeitet werden und bietet eine viel reichere Auswahl von Verzierungsarten als jenes. Es wäre vielleicht besser, wenn die Böhmen ihr technisches Können lieber daran setzen würden das Kaliglas so rein wie möglich herzustellen und so ihre seit Jahrhunderten gepflegte Besonderheit, in der sie mit Reoht einen Weltruf genießen, zu erhalten als sich auf einem Gebiet zu betätigen, das die Mode heute freilich begünstigt, auf dem sie aber sehr starke Wettbewerber finden. Künstlerisch wäre es jedenfalls ein Verlust, wenn das edle Kaliglas seine Pflegstätte immer mehr verlieren würde.

×

Kriegergräber Die Akademie der Künste in Berlin, das Kriegsministerium, das Kultusministerium in Preußen, Ministerien der deutschen Bundesstaaten und Behörden Österreich-Ungarns haben zu der wichtigen Frage Stellung genommen, wie die Kriegergräber und Kriegsdenkmäler am würdigsten auszugestalten sein werden. Am wertvollsten für unsere Kultur ist die Abwehr schlechter Arbeiten und die Warnung vor Überstürzung. Hier kann die Autorität der Behörden wirksamer sein als die Aufklärung durch Theoretiker. Sobald es sich aber um positive Arbeit handelt, darf der Beamte nicht maßgeblich werden. Bis jetzt haben die Behörden auch nur die Unterstützung produktiver Künstler in Anspruch genommen, die die vorhandenen Kriegergräber besucht und auf Grund ihrer Studien Abänderungsvorschläge gemacht und Typen entworfen haben. Diese Skizzen sind mit den in dieser Rundschau (1915, 3. Band, pag. 1271) besprochenen Entwürfen der Wiener Kunstgewerbeschule, der Holzschnitzschule in Warmbrunn und Arbeiten verschiedener Volkskunst- und Heimatschutzvereine von der städtischen Kunsthalle in Mannheim zu einer Wanderausstellung vereinigt worden, die bis zum 16. April im Berliner Kunstgewerbemuseum gezeigt wurde. Aus Eigenem hatte das Museum eine Auswahl von Wiedergaben älterer Kriegergrabmäler und Kriegerdenkmäler hinzugetan. So bekam der Beschauer gleich einen Maßstab für die Wertung der neuen Versuche. Besonders die Arbeiten der Schinkelzeit können uns zu diesem Zweck dienen, da sie

unserm Empfinden noch nahe genug stehen und an schlichter Vornehmheit und reifer Geschlossenheit nicht übertroffen werden können. Ihre antikisierenden Embleme sprechen freilich nicht mehr zu uns. Bei den neuen Entwürfen fällt die Rücksicht auf die Umgebung auf, die eigentlich selbstverständlich ist, es aber in den letzten Generationen durchaus nicht immer war. Erderhebungen, einzelne Bäume und Baumgruppen werden geschickt herangezogen, um die Ruhestätte der Toten würdig zu betonen. Sehr interessant ist es zu beobachten, wie die verschiedenen Künstler mit dem als Kunstform so unbefriedigenden, als Symbol unentbehrlichen Kreuz fertig zu werden versucht haben. Die Zaghafteren brachten es so klein wie möglich als Krönung der Spitze oder als Relief an, die Kühneren verbanden die Querarme mit dem Scheitel oder bildeten die Kreuzungsstelle zum Namensschild aus. Der Mangel an wirklich überzeugenden Lösungen dieses Problems und anderer beweist allein schon, was auch der Gesamteindruck dieser Ausstellung bestätigte: daß wir uns Zeit lassen müssen, wenn wir bessere Leistungen erzielen wollen als nach dem deutsch-französischen Krieg. Im Auftrag des Verbandes deutscher Granitwerke hat der Deutsche Werkbund einen Wettbewerb zur Erlangung künstlerischer Entwürfe für Kriegerdenkmäler und Kriegergrabmäler aus Granit veranstaltet. Die ersten Preise erhielten Hermann Haas (München) und Richard Kuhl (Hamburg).

× **Künstler und Unternehmer** ×
 Das Verhältnis des Künstlers zum Unternehmer im Bau- und Kunstgewerbe, das nach dem Krieg noch bedeutungsvoller als vorher sein wird, versucht Dr. Else Meißner in einer Studie klarzulegen /München, Duncker & Humblot/. Sie bringt neben bekanntem oder leicht zugänglichem Material auch vieles, was sie erst durch Umfragen herangeschafft hat. Die Nationalökonomie hat sich sehr geschickt in die schwierigen Verhältnisse hineingefunden und sich von keiner Seite aus ihrer Objektivität herauslocken lassen. Hier interessieren vor allem ihre Schlüsse. Sie glaubt aus dem von ihr zusammengetragenen Material folgern zu können, daß für den selbständigen Künstler, dessen klarster Typus heute der Privatarchitekt ist, eine hohe Allgemeinbildung nötig und der sicherste Weg hierfür das Hochschulstudium sei. Die Angestellten der künstlerischen Be-

rufe stehen dem großen Heer der kaufmännischen und technischen Angestellten in sozialer Beziehung gleich. Dabei ist ihre Existenz recht unsicher. Der selbständige Zeichner, der von vielen Unternehmern bevorzugt wird, ist im allgemeinen doch nicht besser gestellt, seine Existenz ist eher noch unsicherer. In unserer künstlerischen Kultur stehen Anstrengungen und Ergebnisse nicht im Einklang. Im Baugewerbe sehen wir eine Reorganisation, die vom Privatarchitekten ausgeht; aber bei den meisten von Bauunternehmern allenfalls mit Hilfe untergeordneter Zeichner ausgeführten Bauten kann von Kunst nicht die Rede sein. Der Zwang das durch Spekulation verteuerte Grundstück möglichst auszunutzen, verbunden mit der Absicht einen individuellen Eindruck hervorzurufen, das macht unsere städtischen Häuser so unkünstlerisch. Hier kann nur durch gute, mit geringen Abwandlungen immer wiederholte Typen eine Besserung herbeigeführt werden. Natürlich darf dabei die Wichtigkeit einer Änderung des Bodenrechts und der Einschränkung der Baufreiheit, die am besten durch freie, nicht bürokratische Architektenkammern zu erfolgen hätte, nicht übersehen werden. Im Kunstgewerbe hat der selbständige Künstler die gleiche Mission zu erfüllen wie der Privatarchitekt im Baugewerbe, und er hat sich schon manches Verdienst in dieser Richtung erworben. Freilich ist für sein fruchtbares Schaffen eine möglichst innige Verbindung mit der Technik notwendig. Für die Massenproduktion kommen nur typische Formen in Betracht, für die ein allgemein anerkannter Formenschatz anzustreben ist, der vom gut geschulten kunstgewerblichen Zeichner allmählich fortgebildet werden kann. Schädlich und darum zu bekämpfen ist der schnelle Modewechsel, an dessen Stelle eine Vereinheitlichung der Produktionsgestaltung zu treten hat. Am wichtigsten wird freilich die Aufgabe sein die künstlerische Kultur im deutschen Volk zu verallgemeinern. Gegen diese Schlüsse, zu denen Sachverständige des Kunstgewerbes ohne Dr. Meißners Material schon früher auf anderen Wegen gelangt sind, wird sich wenig sagen lassen, wenn man auch über einiges, wie die beste Art der Vorbildung für den Architekten, für die ich das Hochschulstudium nicht halte, anderer Ansicht sein kann. Im Kunstgewerbe sollte der Künstler, der in allen Techniken macht, mehr zurücktreten.

Dagegen wäre der Künstler, der zugleich Unternehmer ist und sich schon aus diesem Grund auf eine Technik beschränken muß, dem deutschen Kunstgewerbe sehr nützlich. Ein Beispiel für diesen Typus ist Mendelsohn (Hellerau). Vielleicht werden die neuen Vermögen diese Künstlerunternehmer, die eigenartige und entsprechend teure Gegenstände schaffen, begünstigen. Den Massenbedarf werden in der Hauptsache Großunternehmungen decken müssen, die nicht Surrogate kostbarer Einzelerschöpfungen sondern in Entwurf und Ausführung vollkommene, mit Hilfe der Maschine hergestellte Typenware liefern. Daneben müssen aber auch diesen Kreisen Einzelstücke erreichbar bleiben, wie sie die Keramik, die Glaskunst und andere Gewerbe bieten können. Die Schulung des Geschmacks der Verbraucher wird das beste Gegengewicht gegen die unheilvollen Einflüsse sein, die von einem Material und Geist vergeudenden Unternehmertum noch immer ausgehen.

✕ Kurze Chronik Der Leiter der Werkstätten am Hessischen Zentrallazarett in Offenbach, Professor Hugo Eberhardt, sprach im Berliner Kunstgewerbeverein über die von ihm befolgten Grundsätze. Besonders interessant ist sein Hinweis darauf, daß die Ausbildung der vielen Tausende unserer Verwundeten eine Möglichkeit biete, wie nie zuvor, Geschmacksbildung in Kreise zu tragen, die sonst für solche Bestrebungen unerreichbar wären. Nichts wäre aber für die geschmackliche Hebung unserer Massenware wirksamer als strengere geschmackliche Forderungen der Verbraucher. Auch von dieser Seite gesehen stellt die richtige Beeinflussung unserer Lazarettinsassen ein wichtiges volkswirtschaftliches Problem dar. Die vorgeführten im Lazarett angefertigten Handarbeiten bewiesen aber auch, wieviel eine zielsichere künstlerische Leitung aus unseren Invaliden herausolen kann. ✕ Als Nachfolger Hans Erlwens ist Franz Poelzig zum Stadtbaurat von Dresden gewählt worden. Bei der Bedeutung Poelzigs für unsere Baukunst muß diesem Ereignis eine besondere Wichtigkeit beigegeben werden. ✕ Die Stadt Dresden hat zur Unterstützung von Künstlern und Kunstgewerblern die Summe von 60 000 Mark bewilligt; der gleiche Betrag soll vom Staat zur Ver-

fügung gestellt werden. Der Dresdener Kunstgewerbeverein hat die Organisation dieser Hilfstätigkeit, die in Ankäufen und der Erteilung von Aufträgen bestehen soll, in die Hand genommen. ✕ Die Dresdener Stadtverordneten bewilligten ferner einstimmig 10 000 Mark für ein Preisausschreiben zur Erlangung von Entwürfen für die städtebauliche Gestaltung des alten Eliasfriedhofs, mit dem eine Gedächtnishalle für die im Weltkrieg gefallenen Dresdener Mitbürger in Verbindung gebracht werden soll. Einen Wettbewerb für Kriegsoferstöcke hat die sächsische Landesstelle für Kunstgewerbe im Auftrag des Heimatdanks ausgeschrieben.

✕ Literatur ✕ Einem sehr interessanten Abschnitt norddeutscher Baugeschichte hat Hans Kania ein schmales Bändchen, Potsdamer Baukunst, gewidmet /Potsdam, Max Jaeckel/. In dieser Arbeit werden die Zusammenhänge der Potsdamer Architektur mit fremdländischen Bauten und ihren Meistern aufgedeckt; aber auch die Persönlichkeiten der Potsdamer Baukünstler wie der starke Einfluß ihrer königlichen Bauherren kommen bei aller Knappheit der Darstellung klar heraus. Briefmarkengroße, aber recht scharfe, zum weitaus größten Teil nach dem unübertroffenen Material der Meißelanstalt hergestellte Abbildungen unterstützen das Gedächtnis des Lesers. ✕ Immerhin hierher gehörig ist das Gebiet, das Hermann Christ in seinem Büchlein Zur Geschichte des alten Bauerngartens der Basler Landschaft und angrenzender Gegenden behandelt /Basel, Benno Schwabe/. Ist es auch in erster Linie der Heimatkunde gewidmet und darum von der Basler Vereinigung für Heimatschutz herausgegeben, so ist die liebevolle Arbeit auch für uns nicht ohne Bedeutung, da der Bauerngarten uralte Formen ebenso zäh bewahrt wie Bauerngestühl und Bauerntracht. Die ausdrucksvollen Zeichnungen von Maria La Roche geben dem Buch einen besondern Reiz. ✕ Mit der Kulturarbeit des Deutschen Werkbunds beschäftigt sich eine kleine Schrift Walter Riezlers, die in der Reihe Weltkultur und Weltpolitik /München, F. Bruckmann/ erschienen ist. Der Verfasser bewältigt seine Aufgabe sachlich und gerecht.